

Moderne Theosophen und ihre Theosophie

Von

Hans Freimark



Leipzig
Verlag von Wilhelm Seims
1912

Moderne Theosophen und ihre Theosophie

Von

Hans Freimark



Verlag von Wilhelm Seims
Leipzig

Leipzig
Verlag von Wilhelm Seims
1912

ABOVE TO THE
REAR OF THE

BP
565
F88m

Erw. 11.6.30

Erw. 34

Erw. 116

Inhalt.

	Seite
Die Grundstimmungen der Zeit	5
Die modernen religiösen Strömungen	6
Theosophie	8
Strebensziele der Theosophischen Systeme	9
H. P. Blavatsky und ihre Theosophie	10
Die Geheimlehre	21
Ethik und Magie	24
Annie Besant	25
Der Judge-Skandal	26
Indische Anklagen	27
Die fuente-Affäre	29
Mrs. Besants Wahl zur Präsidentin	31
Theosophische Logen und Theosophie	32
Deutsche Theosophie und Mystik	34
Theosophische Gegner der Adyar-Theosophie	35
Katherine Tingley und ihre Kolonie	36
Rudolf Steiner	39
Steiners Geheimwissenschaft	43
Der anti-soziale Charakter der Adyar-Theosophie	50
Askese und ihr innerer Wert	54
Das erotische Moment in der Adyar-Theosophie	56
Neuchristliche Theosophie	58
Neugedankensysteme	59
Mazdaznan	62
Christian science	66
Der Amerikanismus der modernen Theosophien	71
Das Wiedererwachen der wahren Theosophie	72

217086



Der Skeptizismus Humes beherrscht unsere Zeit. Nach seiner Geburt in dem englischen Philosophen erlebte der skeptische Geist seine blendendste Zuspitzung in dem Materialismus der Enzyklopädisten und erfuhr seine kritische Vertiefung durch Kant. An den umstürzenden Theorien der Denker schiffen die Politiker jener gärenden Tage die Waffen, mit denen sie dem alten Regiment der Autoritäten von Thron und Altar ein Ende bereiteten. An die Stelle des Glaubens setzte sich die Vernunft, und das rationalistische Denken, das bis dahin das geistige Eigentum nur Weniger gewesen war, wurde nun auch bei den Massen heimisch.

Ob zu ihrem Vorteil? Es erscheint fraglich. Denn der Rationalismus und die von ihm eingeleitete zunehmende Demokratisierung aller Lebensgebiete beraubte die Menge der Möglichkeiten, ihren trotz allem Kritizismus vorhandenen Gemütsbedürfnissen Rechnung zu tragen. Die ideellen Antriebe, die ihr ehedem aus den religiösen und national-patriotischen Kulturen gekommen waren, verloren an Macht und Einfluß, ja sie wurden bedeutungslos für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, ohne daß doch ein Ersatz für sie sich eingestellt hätte. Die Folge war ein von keinen höheren Impulsen bewegtes, gedankenloses In-den-Tag-Hineinleben. Mißverständene Sentenzen aus den Werken der intellektuellen Führer mußten herhalten, die jeder Idealebare Lebensführung zu rechtfertigen, und jeder Commis voyageur, der über die Stränge schlug, fühlte sich als Herrenmensch.

Was Forscher und Denker sich als ein Ergebnis eines schwierigen und langwierigen Gedanken- und Entwicklungsprozesses errungen hatten, wohl wissend, daß das Resultat ihrer gewordenen Überzeugung nur ein vorläufiges, zeitlich bedingtes war, das nahm die Menge vorbehaltlos als Lebensgrundsatz an. Sie war froh, nichts mehr von einem Jenseits hören zu müssen und sich ganz auf das Ausleben im Diesseits beschränken zu können. Und während die geistige Befinnung Einzelner sachte den zu weit ausgeschlagenen Pendel der Weltenuhr richtig stellte, während heute die Wissenschaft wieder mehr und mehr einer spirituellen, oder doch energetischen Anschauung zuneigt, tappt die Gefinnungstüchtigkeit der Menge noch immer auf den Irrpfaden des Skeptizismus einher.

Dieser Zustand ist doppelt von Übel. Die Neigung zur Negation verhindert jede gründliche fortschrittliche Bewegung, sei es auf welchem Gebiete immer. Unser öffentliches, wie unser privates Leben krankt an dieser allgemeinen Zweifelsucht. Sie läßt keine rechte Begeisterung aufkommen, verhindert, oder hemmt doch wenigstens den Siegeszug jeder großen Idee. Dabei aber gewährt sie andererseits den absurdesten Bestrebungen freien Spielraum, wenn diese es nur verstehen, den Schein zu wahren, und ergatte Beweise für ihre Behauptungen zu bieten — versprechen. Diese Bestrebungen machen sich hauptsächlich auf dem Felde geltend, das unter der Herrschaft des Rationalismus verödet ist.

Dem modernen Menschen genügt es nicht mehr, einfach zu glauben. Und dennoch kann er aus Gründen des Gemütes den Glauben nicht entbehren. Viele suchen sich mit Surrogaten zu behelfen, sie widmen sich den sozialen und ästhetischen Reformbestrebungen, in der Hoffnung, auf diesem Wege die innere Unruhe und Sehnsucht zu bannen. Aber nicht Jedem gelingt es. Der Mensch ist eben nicht nur Leib. Die Bedürfnisse des Geistes und der Seele heischen ebenfalls Befriedigung. Die aber wird nicht allen auf den eisigen Höhen reinen Denkens. Sie sehnen sich, wenn sie es auch vor sich selbst nicht wahr haben wollen, nach dem einstigen tröstlichen, alle seelischen Unbilden behabenden Schutz der Kirche zurück. Diesem Sehnen steht allerdings ihre Aufgeklärtheit entgegen. Diese sieht nur im Materiellen das einzig Wahre und Wirkliche und sie fordert für die Glaubenssätze experimentelle Beweise, wenn sie glauben soll, was sie doch so gerne glauben möchte.

Dem Wunsche dieser sehnsüchtigen Seelen schien der unter der Marke Spiritismus wiederauflebende Okkultismus zu entsprechen. Hier meinte man auf wissenschaftlichem Boden zu stehen. Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele war kein bloßes Gerede mehr, sie war ein faktum, denn die Seelen der „lieben Verstorbenen“ klopfen durch Tausende von Tischen, schreiben und sprachen durch Tausende von Medien und berichteten über alle Einzelheiten ihres jenseitigen Daseins. Leider widersprachen sich diese Berichte gründlich. Während die angelsächsischen spirits Davis'scher Richtung von der Reinkarnation nichts wissen wollten, verfochten sie die Geister Allan-Kardec'scher Observanz mit Eifer, wahrscheinlich deshalb, weil sie sich wie Hippolyte Rivail, der ihre Aussprüche sammelte, an indischer Weisheit ge-

bildet hatten, was der ehemalige Schuhmacher Andrew Jackson Davis nicht von sich behaupten konnte. Sehr bald erkannte man denn auch, nachdem der erste Rausch verflogen war, und nachdem nüchterne Köpfe sich an die Erforschung der Phänomene des Okkultismus gewagt hatten, daß in ihnen nicht Beweise für ein Jenseits des Grabes, wohl aber für ein solches unseres Bewußtseins liegen. Zwar die zahlreichen Spiritisten-Konventikel, die noch auf der ganzen Erde verstreut bestehen, wollen nicht zugeben, daß die Manifestationen in ihren Sitzungen an unbekannte psychisch-physische Kräfte des Menschen geknüpft sind, sie beharren dabei, in den Kundgebungen Offenbarungen einer höheren Welt zu sehen. So wird unter dem Vorgeben exakten Experimentierens ein Kultus getrieben und der private Zirkel wächst sich häufig zur Sekte aus. Gleich den Sekten kirchlicher Färbung haben auch die spiritistischen ihr Dogma: die Geisterhypothese. Aus diesem Dogma folgert man ethische Konsequenzen, man debattiert mit Eifer darüber, kümmert sich jedoch im praktischen Leben meist herzlich wenig um sie.

Außer dem Spiritismus aber hat Amerika den sehnsüchtigen Seelen noch eine andere Speise präsentiert: die Theosophie, freilich eine besondere Sorte von Theosophie. Wenden sich dem Spiritismus im allgemeinen mehr die Kleinbürgerlichen Kreise zu, so finden die erotisch-phantastischen Theorien, deren sich die von H. P. Blavatsky begründete „Theosophische Gesellschaft“ befleißigt, ihre Gläubigen vorzugsweise in den Sphären des gesellschaftlichen Intellektualismus, die mit äußerlicher Bildung und Skepsis eine starke Dosis Glaubenshunger und einen gewissen Mangel an Kritik verbinden. Theosophische Ideen enthalten auch die ebenfalls aus Amerika herübergekommene Mazdaznan-Lehre, der Eddyismus und die idealistisch getönten Lehren Ralph Waldo Trines, Brauns und anderer. Die Anhänger Mazdaznans sind vorwiegend reformerisch bewegte Gemüter, während das Publikum der christian science Mrs. Eddys und das der auf den Schriften Trines und Brauns sich aufbauenden „Neugedanken“-Bewegung aus den religiös interessierten Naturen aller Bevölkerungsschichten sich zusammensetzt. Zu diesen modernen Verkörperungen der Theosophie treten noch die neuchristlichen Bestrebungen, die von Offenbarungen spiritistisch-swedborgischen Charakters ihren Ausgang nahmen. Die Wahrheiten der Theosophie sind freilich von den Urhebern jeder dieser Gesellschaften ihren Zwecken entsprechend abgewandelt und umgestaltet und je nach der persönlichen Art und Neigung mit mehr oder weniger augenverblendendem Wundertram behängt oder hinter bizarrem Schamanenwerk versteckt worden.

Der Begriff Theosophie ist uralte. Er bedeutet die Erkenntnis Gottes und göttlicher Dinge, das innere Wissen um die schöpferischen Absichten des ewigen Geistes und das dienstbereite Hingebensein an seinen Willen. Theosophie ist der Gipfelpunkt fast jeder religiösen Lehre, sobald sie sich über die urtümlich naive Form eines einfachen Vertragsverhältnisses: hie Opfer — hie Schutz, erhebt. Daher begegnen wir theosophischen Systemen schon in frühesten Zeiten. Die Mysterien der Griechen versprachen den Eingeweihten eine besondere Einsicht in das Wesen der Gottheiten, deren Namen sie trugen. Ähnlich war es mit den ägyptischen Isis- und den persischen Mitra-mysterien. Inwieweit diese stets nur von einem bestimmten Anhängerkreise geübten Kulte ihren Dienern gegenüber ihr Versprechen einlösten, können wir bei der strengen Geheimhaltung, die über die esoterischen Aufschlüsse beobachtet wurde, nicht beurteilen. Nur soviel wissen wir aus den überlieferten Äußerungen einzelner Eingeweihter und aus Bruchstücken, die an derartigen Kultstätten aufgefunden wurden, daß in der Hauptsache eine dramatische Darstellung des Lebensweges der Seele stattfand. Göttlichen Ursprungs mußte sie aus eigenem Triebe oder nach dem Plane des Weltenlenkers den Pfad betreten, der zur Fleischwerdung führte. Ihre Aufgabe auf Erden ist, ein reines sittliches, den göttlichen Dingen zugewendetes Dasein zu führen. Gelingt ihr dies, so kehrt sie unverfehrt zu ihrem Ausgang zurück. Verfehlt sie sich jedoch, so muß sie die Mühsal des Lebens im Fleische wiederholt auf sich nehmen, und darf erst nach völliger Läuterung von jedem irdischen Wunsche wieder zu den Wohnungen des Weltenvaters sich erheben, um dort in seiner Klarheit von ihrer Arbeit auszuruhen. — Das etwa waren die Lehren jener Mysterien.

Mit dem Zusammenbruche der antiken Welt vor dem siegreichen Christentum verschwanden diese Geheimdienste. Aber bald machte sich innerhalb und außerhalb des Christentums eine Bewegung geltend, die wie früher in den Mysterien eine engere Verbindung mit Gott suchte, ein noch innigeres Versenken in ihn anstrebte, als es nach ihrer Meinung die christliche Kirche den Gläubigen bot. Innerhalb der Kirche waren bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. die gnostischen Systeme die Vertreter der theosophischen Richtung. Ein Zeugnis ihres Geistes haben wir im Johannes-Evangelium. Außerhalb der Kirche lehrte der dem Gnostizismus verwandte Neuplatonismus, daß das Göttliche nicht nur mit der Vernunft erkannt, sondern mit dem Gefühl und mit einem seelischen gleichsam übervernünftigem Organe angeschaut und erfaßt werden müsse.

Theosophischen Anschauungen begegnen wir auch in den sufischen Vertiefungen des Islam. Die Upanishaden des Brahmanismus sind theosophischer Weisheit voll, das Judentum bildete in späterer Zeit unter dem Einfluß neuplatonisch-christlich-gnostischer Gedankengänge die theosophisch zugespitzte Kabbala aus, und auch dem Buddhismus wird von Einigen eine Geheimlehre zugeschrieben. Jedenfalls ist der nördliche Buddhismus, der allerdings brahmanistisches Zeremoniell und die abergläubischen Praktiken der lamaistischen Urreligion Tibets in sich aufgenommen hat, stark mit theosophischen Elementen, wenigstens in seinen obersten Gliedern, angefüllt. Theosophisch sind auch die Tendenzen des heiligen Bernhards von Clairvaux, Bonaventuras und der deutschen christlichen Mystiker, des Meisters Eckardt, Taulers, Seuses und anderer. Eine der bekanntesten Theosophien neuerer Zeit gab Jakob Böhme; auch Swedenborg, der Schwabe Ottinger und der auf Böhme fußende Münchner Philosophie-Professor Franz von Baader vertraten eine theosophische Weltauffassung.

Schon frühzeitig machten sich in den mancherlei theosophischen Systemen verschiedene Strebensziele bemerkbar. Während die einen nur danach trachteten, in eine besondere und umfassende Verbindung mit Gott zu kommen, sei es, daß sie durch Meditationen sich in ihn versenkten oder in Ekstasen sich zu ihm erhoben, oder sei es, daß sie gänzlich kontemplativ sich verhaltend, das Göttliche in sich hineinfließen ließen, hofften die andern mit dem Anschluß an den göttlichen Urquell des Lebens eine Stärkung ihrer geistigen und seelischen Vermögen zu erfahren. Wollten die einen nichts, als ein Dasein innerer Sammlung, Selbstvergessenheit und Selbstzucht führen, unter entschiedener Anerkennung der Pflichten der tätigen Nächstenliebe, so mühten sich die andern um Einblicke in höhere Welten, um Erlangung verborgener Kräfte, kurz um einen persönlichen Machtzuwachs, den sie selbstverständlich nicht zu ihrem Schaden zu verwenden gedachten. Gnosis und Kabbala endeten in der schwarzen Magie. Die christliche, die brahmanische und die sufische Theosophie dagegen haben sich rein gehalten von den irdischen Begehren.

Das Asketentum, das notwendig mit dem gänzlichen Verzicht auf irgendein anderes Glück als das der innigen Beziehung zu dem Urgrunde des Seins verbunden ist, findet jedoch in unserer Zeit wenig Anhänger. Die Menschen dieser Tage sind im allgemeinen viel zu

gute Rechner, als daß sie nicht für jede Bemühung, auch die geistiger Art, Anspruch auf Ersatz erheben, auf einen Ersatz, dessen sie möglichst sogleich teilhaftig werden. Es heißt daher nur den Zeitumständen entsprechen, wenn die Schöpfer der neuzeitlichen Theosophien ihren Anhängern die Anwartschaft auf solchen Ersatz zusichern. Daß dabei die wahrhaft theosophische Gesinnung, die nichts für sich heischt, alles für andere erbittet, nicht aufkommen kann oder, wo Ansätze dazu vorhanden sind, bald in die Brüche geht, das stößt nur die ernstesten und tieferblickenden Geister ab. Die große Masse wird den gewaltigen Unterschied nicht gewahr, der zwischen dem Wesen wahrer Theosophie und dem besteht, was sich heute mit diesem Worte deckt.

Wenn dennoch die modernen Theosophien Ursachen einer geistigen Strömung von einer gewissen Bedeutung zu werden vermochten, so danken sie das entweder den faszinierenden Persönlichkeiten ihrer Leiter oder dem mannigfachen, dem Zeitgeschmack entsprechenden Beiwerk, das die eigene phantastische Neigung oder die Spekulantenklugheit der Schöpfer ihnen beigegeben hat.

Das imponierendste Bauwerk in dieser Hinsicht ist das, das Helena Petrovna Blavatsky in ihren Schriften „Isis entschleiert“ und „Geheimlehre“ und in ihrer „Theosophischen Gesellschaft“ errichtet hat. In dieser Frau steckte eine geniale Dichternatur. Dagegen ist die christian science der Mrs. Eddy hausbacken, während Brauns System und das Mazdaznan des Dr. Hanish nichts sind, als nicht ungeschickte Verschmelzungen verschiedener Vorbilder, die Farbe und Anziehungskraft durch die breite Behandlung der sexuellen Probleme erhalten.

Blavatsky, die die Bezeichnung „Religionsstifterin“, mit der Übereifrige neuerdings ihr Andenken zu ehren glauben, weder forderte, noch verdient — sie wollte nichts sein als die Übermittlerin uralter Weisheit — wurde am 31. Juli 1831 als die Tochter des Generals Peter von Hahn zu Jekaterinoslaw geboren. Ihre Mutter, eine geborene Fadeeff, starb bald darauf bei der Geburt eines zweiten Kindes. Jahre hindurch entbehrten die beiden Kinder einer geregelten Erziehung. Sie übersiedelten mit dem Vater von einer Garnison in die andere, wurden von allen Seiten verwöhnt, fanden aber keine sorgende und leitende Hand. Vor allem Helena Petrovna verhielt sich durchaus ablehnend gegen jeden Unterricht. Obwohl von rascher Auffassungs-

gabe, suchte sie sich dennoch dem Zwange der Lehrstunden nach Möglichkeit zu entziehen. Lieber tollte sie auf ungesatteltem Kosakenpferde durch die Steppe oder verkroch sich in irgend einem Winkel und gab sich Träumereien hin.

„Sie trug zwei deutlich unterschiedene Naturen in sich“, schreibt ihre Schwester Vera in der Biographie Blavatskys, „sodaß man dachte, es wären zwei Wesen in einem Körper; das eine schadenfroh, streitsüchtig und hartnäckig — in jeder Weise lasterhaft; das andere zum Mystischen und Metaphysischen neigend, gleich der Seherin von Prevorst.“ Sie war wiederholt psychischen Störungen ausgesetzt und wurde deshalb von ihren Verwandten mehrmals dem Exorzismus unterworfen. Der geringste Widerspruch war geeignet, bei ihr einen Leidenschaftsausbruch heraufzubeschwören, der in Konvulsionen endete. In ihrem zwölften Jahre schrieb sie automatisch unter dem vermeintlichen Diktat einer angeblichen Verstorbenen Stöße von Manuskripten. Nach Jahren stellte sich heraus, daß die „Verstorbene“ lebte. Im Hause ihrer Großeltern hatte Helena Petrovna als fünfjähriges Kind mit Bildern und Briefen dieser Dame gespielt und wohl auch dies und das über sie gehört. Diese längst vergessenen Eindrücke tauchten dann unter dem Einflusse der in ihrem Familientreise aufgetommenen spiritistischen Ideen aus ihrem Unterbewußtsein auf. Derartigen Einfällen gegenüber war sie von unbegrenzter Nachgiebigkeit. Der geheimnisvolle zwangartige Charakter, den die Eingebungen unseres Inneren in der Regel tragen, ließ sie an übermenschliche Gewalten glauben, die in ihr Dasein bestimmend eingriffen. Diese Auffassung lag ihr darum nahe, weil sie in einer Umgebung aufwuchs, die von der Existenz unsichtbarer Wesenheiten felsenfest überzeugt war.

Weniger nachgiebig als gegen die Regungen ihres Inneren, war Helena Petrovna gegenüber Wünschen und Bestimmungen der Familie, die sie persönlich angingen. Stets ging sie ihren eigenen Weg und durchbrach rücksichtslos alle Schranken, die ihr Selbstbestimmungsrecht zu beeinträchtigen drohten. Die Meinung der Welt war ihr gleichgültig. Um den gesellschaftlichen Rücksichten einer jungen Dame von Stand überhoben zu sein, nach einer andern Version auf Grund einer Wette, heiratete die 17jährige den beträchtlich älteren Staatsrat Blavatsky. Als dieser aber ihr gegenüber von seinen Gattenrechten Gebrauch machen wollte, kam es zu turbulenten Szenen ihrerseits und nach drei Monaten verließ sie ihn, als Jungfrau, wie sie emphatisch, auch noch in späterer Zeit betonte. Der Würzburger Gynäkologe Professor Oppenheimer, der sie während ihres Aufenthaltes in Deutsch-

land untersuchte, konstatierte bei ihr eine angeborene Gebärmutterknickung. Da nun physische Störungen der Sexualsphäre häufig Hand in Hand gehen mit psycho-sexuellen Abweichungen, so erscheint Sinnetts Bemerkung in seinen „Incidents in the life of Madame Blavatsky“ durchaus zutreffend: „Man wird verstehen“, schreibt er, „daß eine geborene Sensitive, wie Mademoiselle Hahn, niemals in eine ihr unerträgliche und unmögliche Beziehung, wie diejenige zwischen Mann und Weib, sich begeben haben würde, wenn sie gewußt hätte, was die gebräuchlichen menschlichen Verbindungen für sie bedeuteten“.

Nach der Flucht von ihrem Gatten, die sie, als Schiffsheizer verkleidet, vollzog, wanderte Blavatsky unstät umher. Von Konstantinopel aus, der ersten Station nach ihrer Flucht, erklärte sie ihrem Vater kategorisch, daß sie unter keinen Umständen zu ihrem Manne zurückkehren würde. Vater und Gatte ließen sie ziehen. In Begleitung schnell gewonnener und ebenso schnell wieder verabschiedeter Freundinnen reiste sie über Ägypten und Griechenland nach Paris. Dort kam sie mit einem Magnetiseur zusammen, der eine vortreffliche Somnambule in ihr entdeckte und sie an sich zu fesseln suchte. Doch sie machte sich los und ging über London nach Amerika, das sie kreuz und quer durchzog, um, wie Sinnett sagt, die Geheimnisse der indianischen Medizinmänner und des Voodoo-Kultes kennen zu lernen. Zuzutrauen ist Blavatsky diese Absicht, ob sie sie ausführte, muß dahin gestellt bleiben. Denn wir besitzen über diese Reise nur ihr Zeugnis, auf das sich auch Sinnett stützt, und das ist nicht sehr stichhaltig. Erklärte sie doch in späteren Lebensjahren ihrer Schwester auf deren Fragen, ob sie all die Plätze und Orte persönlich besucht habe, die zu kennen sie vorgebe: „Ich bin mir meines Besuches nicht so sicher als des Sehens — natürlich sah ich sie“. Aber dieses „Sehen“ war kein gewöhnliches, sondern ein ekstatisches, daher kam es wohl auch, daß Blavatsky in den geographischen Verhältnissen Indiens, das sie schon zweimal vor ihrem Aufenthalt in Bombay und Adyar bereist haben wollte, durchaus unorientiert war. Diese ersten indischen Reisen, während deren sie angeblich mit den „Meistern“ zusammentraf, haben wahrscheinlich gar nicht stattgefunden.

Nach zehnjähriger Abwesenheit von Rußland tauchte sie dann plötzlich in Pskoff bei ihrer inzwischen verheirateten Schwester auf. Bald wird sie der Mittelpunkt der dortigen Gesellschaft, die sie durch allerhand Äußerungen ihrer medialen Begabung in Erstaunen setzt. Die Reihe der Seancen, die veranstaltet werden, um der Wundersucht zu genügen, reißt erst ab, als eine schwere psychische Erkrankung sie

dazu zwingt. Über die Form dieses Anfalles erfahren wir nichts näheres. Bald darauf aber erkrankt sie bei ihren Großeltern, wohin sie sich von der Schwester aus begeben hatte, aus der gleichen Ursache abermals. Eine psychische Verdoppelung tritt ein. Das „zweite Ich“ gibt sich als Mann. In diesem „Manne“ glaubte sie später, einen Sendboten ihrer „Meister“ erblicken zu müssen. Endlich genesen, betreibt sie allerlei Geschäfte, Blumenmachen, Holzhandel und Tintenfabrikation. Aber keine dieser Tätigkeiten, obwohl sie nicht ohne Erfolg waren, befriedigte sie. Im Jahre 1863 verläßt sie Rußland zum zweiten Male und begibt sich nach Italien. Dort kam sie mit den von freiheitlichen und revolutionären Ideen bewegten und erregten Kreisen in Berührung. Sie behauptet, sich Garibaldi angeschlossen und an der Schlacht von Mentana teilgenommen zu haben. Die Garibaldi an- und umschwärmenden Engländerinnen und Amerikanerinnen bestreiten allerdings ihre Anwesenheit. Aber eine Erzählung Olcotts scheint diesen Widerspruch zu lösen. Er ist der Meinung, daß zwischen Blavatsky und einem ihrer „Meister“ auf dem Schlachtfelde von Mentana ein Seelentausch stattfand, während sie infolge erhaltener Wunden ohnmächtig war. Der Kern der Legende dürfte sein, daß Blavatsky, die sehr zum Männlichen tendierte, in Männerkleidern sich am Kampfe beteiligte. Jedenfalls zeigte sie Olcott noch nach Dezennien Narben von Säbelwunden.

Nach der Schlacht von Mentana wendet sie sich angeblich erneut nach Indien. Sie entschwindet abermals auf mehrere Jahre dem Gesichtskreise ihrer Verwandten und Freunde. Ja selbst ihre Gegner konnten über diese Zeit, wie auch über ihre Streifzüge durch Amerika, nichts in Erfahrung bringen. Erst 1870 erscheint sie wieder in Kairo. In Gemeinschaft mit den Spitzen der dortigen Fremdenkolonie gründete sie die Société spirite, der jedoch kein allzulanges Leben beschieden war. Denn eines Tages entdeckte man, daß eine anscheinende Geisterhand ein mit Watte gefüllter Handschuh war. Blavatsky schob den Betrug, ob mit Recht oder Unrecht ist nicht aufgeklärt, einer ihrer Freundinnen zu, ließ von einer anderen Bekannten, der nachmaligen Madame Coulomb, die Mittel zur Abreise und ging in Begleitung einer Gesellschaft von Landsleuten über Palästina nach Odessa zu Verwandten. Doch auch diesmal wurde sie nicht festhaft. Über Paris reiste sie nach New-York, wo sie sich fürs erste niederließ. Anfangs bewegte sie sich dort noch durchaus in spiritistischem Fahrwasser. Sie ergriff eifrig Partei in einem Streit um die Echtheit oder Unechtheit eines Mediums Holmes zu dessen Gunsten. Als sie in diesem Streite

zu persönlich wurde, verschloß ihr der Banner of Light seine Spalten. Unverzüglich gründete sie unter Beihilfe einiger Freunde ein eigenes Organ, den Spiritual Scientist in dem, um ihn gegen den etwas kritiklosen Banner of Light auszuspielen, eine wissenschaftliche Begründung der mediumistischen Erscheinungen gegeben werden sollte.

Bis zu dieser Epoche wußte Blavatsky von ihren „Meistern“ nichts. Zwar hatte sie als Zwölfjährige den „Geist der alten Deutschrussin“ aus sich herausbeschworen, hatte während ihrer Erkrankung bei ihren Großeltern ein männliches Doppel-Ich gezeigt, glaubte nun, mit einem „John King“ des „Sommerlandes“ in Verbindung zu stehen, aber in allen diesen Personifizierungen ihrer unterbewußten Triebe und Fähigkeiten deutete sich ihre spätere Entwicklung nur der Form nach an. Der Inhalt wurde von anderen hineingetragen. Denn ihrem Abenteuerleben entsprach durchaus eine innerliche Unausgeglichenheit. Die geringfügigsten Unannehmlichkeiten konnten sie in rasenden Zorn bringen. Gleich darauf aber plauderte sie ihren Zuhörern einschmeichelnd von ihren früheren Erlebnissen. Wahrheit und Dichtung galt ihr eins. Ihr war auch die Dichtung Wahrheit, sie erlebte sie so intensiv, daß sie selbst daran glaubte. Sie war von eminenten geistiger Regsamkeit und Anpassungsfähigkeit. Von dem plattesten Geschwätz konnte sie zur Erörterung tiefsinniger Probleme übergehen und dieses Gespräch konnte sie, wenn es sein mußte, mit dem Vortrage von nigger-songs beenden. Sie wußte die Menschen zu nehmen, wie sie genommen sein wollten. Daher konnte sich ihrem Einfluß nur schwer jemand entziehen. Um sich ins rechte Licht zu setzen, kam es ihr auf einige Tricks nicht an. Diese Tricks beruhen, wie man Olcotts Berichten entnehmen kann, auf suggestiver Beeinflussung. Allerdings scheint sie sich über den Modus der Beeinflussung selbst nicht klar gewesen zu sein. Sie kannte nur ihre Macht über die Menschen und bediente sich ihrer gelegentlich. Dabei darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß sie von der Existenz außermenschlicher Wesen überzeugt war, und das Gelingen mancher Tricks auf deren Beihilfe zurückführte. Die Anwendung der Tricks war ihr überhaupt mehr Spiel, als Mittel zu einem bestimmten Zwecke.

System kam erst in diese Spielerei, als sie Felt kennen lernte, einen Sonderling, der mit einer weitreichenden Kenntnis des Kultwesens des Altertums seltsame Theorien, speziell über den ägyptischen Götterkreis, verband. Durch Felt wurde sie zur Gründung des Miracle Clubs angeregt, dessen Aufgabe in der Erforschung und Ver-

gleichung der religiösen Lehren aller Zeiten und Länder und in der Ausbarmachung der im Menschen schlummernden, noch unbekanntem psychischen Kräfte bestehen sollte. Der Miracle Club fand wenig Freunde. Daher schritt man eines Tages im Jahre 1875 zu einer Umwandlung. Man fügte den Aufgaben des Miracle Clubs die Deklaration der allgemeinen Bruderschaft der Menschen und noch einige ethische Sentenzen hinzu. Um einen Namen für die neue Schöpfung verlegen, befragte der Journalist und amerikanische Oberst Henry Steel Olcott, der sich auch unter den Gründern des Miracle Clubs befunden hatte, das Konversationslexikon. Bei seinem Suchen stieß er auf das Stichwort Theosophie. Damit war die Theosophische Gesellschaft geboren. Die neuen Leitsätze hatten mehr Zugkraft als die alten, Olcotts Organisationstalent begann sich zu entfalten und bald konnte die Existenz der Gesellschaft als gesichert gelten und damit wohl auch die Blavatskys.

Zwar blieb sie bescheiden die Sekretärin der Gesellschaft, empfing auch kein Gehalt für diese Tätigkeit, aber begeisterte Anhänger gaben doch hie und da freiwillige Spenden und vor allem war durch die Gesellschaft ihrem Buche „Isis unveiled“ ein fester Abnehmerkreis geschaffen. Dieser sich allmählich vollziehende Umschwung in ihren pekuniären Verhältnissen mußte ihr sehr erwünscht sein und er dürfte nicht wenig dazu beigetragen haben, daß sie eine Torheit gut machte, die sie in diesen Jahren begangen hatte. Ungeachtet, daß ihre erste Ehe mit Blavatsky weder geschieden, noch der Staatsrat schon gestorben war, schloß sie mit dem Armenier Betanelly eine neue Ehe, nur weil er für sie materiell zu sorgen versprach. Sie machte jedoch zur Bedingung, daß sie ihren Namen weiterführen und daß Betanelly keinen Anspruch auf die Privilegien der Hochzeit machen dürfe. Als der Armenier diese zweite Bedingung einige Zeit nach Eheschluß nicht einhalten wollte, kam es zu Streitigkeiten, die schließlich zur Scheidung führten. Später erklärte sie, eine ihr übelwollende Gewalt müsse während der Ziviltrauung von ihr Besitz ergriffen haben. So absurd erschien ihr nun diese Ehe. Nach der Trennung von dem Armenier führte sie mit Olcott gemeinsamen Haushalt.

In den letzten Jahren ihres Aufenthaltes in New-York entstand das schon genannte Werk „Isis unveiled“. Dieses voluminöse zweibändige Kompendium will die Beziehungen zwischen den verschiedenartigsten Kulturen aufdecken und nachweisen, daß sowohl den niedrigsten wie den höchsten Erscheinungsformen religiösen Lebens eine gleiche Wahrheit zugrunde liegt. Um diesen Nachweis zu erbringen, greift

Blavatsky zu den laienhaftesten, gewagtesten und phantastischsten Kombinationen. Sie weiß aber auch geschickt ihr von Kennern der Materie zugewommene Bemerkungen und Ausführungen zu verwerten und sie oftmals dank eines gewissen Scharfblickes treffend zuzuspitzen. Aber die wenigen glücklichen Ideen verlieren sich unter einer Fülle kritiklos verwerteten Materials. Dieses Material behauptet Blavatsky der Hauptsache nach auf okkultem Wege erhalten zu haben, gibt aber zu, daß ihr einige Werke über einschlägige Themen zur Verfügung gestanden haben. Dann dienten ihr, wie schon erwähnt, einige Freunde mit weiteren Nachweisen. Das meiste dürfte ihr aber bei ihrem angeborenen Interesse für alle diese Fragen aus früherer gelegentlicher Lektüre oder Disputen bekannt gewesen sein. Die Société spirite, ihr Verkehr in amerikanischen Spiritistenkreisen und der Umgang mit Selt waren eben nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Und wo alles dies nicht ausreichte, half ihre Phantasie nach.

„Wenn ich an der „Isis“ schreibe,“ meldet sie ihrer Familie, so „schreibe ich so leicht, daß es mir nicht eine Arbeit, sondern ein wirkliches Vergnügen ist. Warum sollte ich hierfür gelobt werden? Wenn ich gehalten bin, zu schreiben, so sitze ich nieder und gehorche und dann schreibe ich leicht über alle Dinge — Metaphysik, Psychologie, Philosophie, Religionsgeschichte, Zoologie, Naturwissenschaft oder was es sei. Ich lege mir niemals die Frage vor: „Kann ich über diesen Gegenstand schreiben? oder: Bin ich dieser Arbeit gewachsen? ich sitze einfach nieder und schreibe. Warum? Weil etwas, das alles weiß, mir diktiert.“

Und in einem anderen Briefe heißt es: „Ich lebe in einer Art beständiger Bezauberung, ein Leben in Visionen und Gesichten bei offenen Augen, und kein Trance umfängt täuschend meine Sinne“. Daraus, daß sie nicht in Schlafzustände verfiel, schloß sie auf die Wahrheit ihrer Halluzinationen. Dabei blizt ihr aber doch hie und da die Erkenntnis auf, daß ihre Visionen und zum größten Teil auch ihre Schreiberei Produkte ihres Unterbewußtseins sind, oder wie sie es nennt, ihres „Inner-Ich“, ihres „erleuchteten Selbst“. Doch gleich darauf wird sie wieder unsicher und schiebt die Autorschaft ihren „Meistern“ zu.

Diese „Meister“ beginnen von jetzt ab eine große Rolle in ihren Erzählungen zu spielen. Während der Abfassung der Isis unveiled treten sie zuerst auf und zwar ganz wie „spirits“ bei einem Trance-Medium. Es findet eine psychische Maskerade statt. Nach Olcott ergriffen an einem Abend oft drei, vier verschiedene männliche Typen

von Blavatsky Besitz. Derartige Zustände sind bei hysterischen Personen nicht eben selten, und Blavatsky war hysterisch. Auch trat eine solche Verdoppelung ja nicht zum ersten Male bei ihr auf. Nur die Form des „Meisters“ nahm sie jetzt an und zwar anscheinend infolge der Ideen Felts. Zum „Mahatma“ wurden sie erst mit Blavatskys und Olcotts Übersiedlung nach Indien. Von da ab stand sie gänzlich im Banne indischer Anschauungen oder doch dessen, was ihre indischen Anhänger ihr als solche präsentierten und was sie dafür nahm.

In Indien fand sie für ihre Ideen einen noch besseren Resonanzboden als in New-York. Durch ihre Verbindung mit dem Aria Samadj, einer Hinduvereinigung, die gleich ihrer Theosophischen Gesellschaft einen brüderlichen Zusammenschluß der Menschen und ähnliche ethische Tendenzen hatte, erhielt sie Eingang in die Kreise der Hindus. Dabei kam ihr ihr Rufftum sehr zu statten. Andererseits wußte sie aber auch die anglo-indische Gesellschaft zu gewinnen, der gegenüber sie die naturalisierte Amerikanerin herauskehrte. In beiden Lagern fand sie vermögende und opferwillige Anhänger. Und sie wußte sie an sich zu fesseln, erst in Crows Nest bei Bombay, dann in Adyar bei Madras. Die „Meister“ wurden zu „Mahatmas“, erhabenen Weisen, die im innersten Tibet lebten und nur hie und da auf geheimnisvolle Weise erschienen, um Blavatskys Gläubige noch gläubiger zu machen. Auch einen Schrein gab es, in den die Anhänger versiegelte Kuverts legten, welche Fragen enthielten. Diese Fragen wurden ihnen von den Mahatmas oft in langen Ausführungen beantwortet, und die Antwort fand sich im Kuvert, ohne daß die Siegel gelöst schienen. Kurz die Wunder rissen weder in Crows Nest, noch in Adyar ab. Doch der Tag kam, an dem Blavatsky bedauern sollte, in dieser Hinsicht ihren Freunden willfährig gewesen zu sein.

Mad. Coulomb, ihre Bekannte aus Cairo, war in Indien wieder mit ihr zusammengetroffen. Diesmal war die Coulomb die Hilfesuchende. Blavatsky nahm sie und ihren Gatten bei sich auf und bald war diese Frau ihre intimste Freundin. Als Blavatsky sich dann nach Europa begab und zwar nicht, wie die Coulomb erwartet hatte, in ihrer Begleitung, veröffentlichte die sich vernachlässigt und zurückgesetzt fühlende einen Briefwechsel mit Blavatsky, aus dem hervorgehen sollte, daß Blavatsky ihre Anhänger bewußt betrogen habe. Ihre Freunde sprechen diesen Briefen gegenüber von Fälschungen und fälschenden Einschübelungen. Jedenfalls gibt die Coulomb selbst zu, daß sie nicht die „ganze Wahrheit“ biete, obwohl nach Lage der Sache kein Grund bestand, wenn sie schon einmal zu einer Veröffent-

lichung des Briefwechsels schritt, mit der Wahrheit zurückzuhalten. Auch ist soviel sicher, daß die Coulomb aus Verständnislosigkeit Blavatskys Reden und Handlungen oft gründlich mißdeutete.

Schlimmer scheint jedoch, daß in dem „berühmten Schrein“ Fallklappen und Schiebewände entdeckt wurden. Diese Entdeckung war, trotz wiederholter und gründlichster Untersuchung seitens durchaus glaubwürdiger Persönlichkeiten der indischen und der englischen Gesellschaft nie zuvor gemacht worden, sie wurde erst, und zwar von Blavatskys nächster Umgebung gemacht, nachdem die Coulombs das Hauptquartier in Adyar verlassen hatten, in dem sie nach Blavatskys Abwesenheit wochenlang in deren Räumen, zu denen sie die Schlüssel besaßen, gehaust hatten. Sicher ist Blavatsky nicht über jeden Zweifel erhaben, und der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, war ihr gewiß nicht unbekannt. Aber sie hatte derart plumpe Mittel, wie die Coulombs sie ihr zuschrieben, nicht nötig. Wie in New-York wird sie auch in Adyar ihre „psychological tricks“ angewendet haben. Auch ist es durchaus glaubhaft, daß sie die Mahatma-Botschaften selbst verfaßte. Sie verfaßte sie, wie sie „Isis entschleiert“ verfaßt hatte, in dem festen Glauben an das Diktat der „Meister“. Und selbst wenn sie diese Niederschriften eigenhändig in die versiegelten Kuverts und den verschlossenen Schrein auf nicht ganz einwandfreie Weise praktizierte, wird sie sich doch nie klar gemacht haben, wie falsch ihre Handlungsweise war und wie sehr sie an Betrug streifte. Auch dann noch war sie in dem Glauben, daß sie lediglich dem nach besten Kräften diene, was ihr als „Meister“ galt, und daß sie ihm diene, wie jenes es wollte. Sie handelte unter dem Einflusse von Zwangs-ideen, die sie nicht mehr klar erkennen ließen, was ratsam und was nicht ratsam war.

Der Coulomb-Standal hatte auch in England, wo eine Gruppe ihrer Gesellschaft bestand, viel Staub aufgewirbelt, da durch Hodgson, den Sekretär der Londoner Society for Psychical Research, der zur Untersuchung der mediumistischen Vorgänge in Adyar dorthin entsandt worden war, alle Welt über die fragwürdige dieser Erscheinungen aufgeklärt wurde. Zu jener Zeit kannte man den Charakter der psychophysischen Phänomene noch zu wenig und wußte nicht zwischen beabsichtigter und unfreiwilliger Nachhilfe zu unterscheiden. Hodgson, der übrigens erst nach Abreise der Blavatsky nach Europa in Indien eintraf, brachte gegen die Hauptperson seiner Untersuchung von vornherein ein gewisses Mißtrauen mit. Die Behauptung der Coulomb, daß Blavatsky eine russische Emissärin sei, verstärkte dieses Mißtrauen.

Die für Blavatsky ausfragenden Zeugen, gleichviel ob es Inder oder Engländer waren, wurden als Mitverschworene behandelt, denn auch die Engländer, die für die Bruderschaft der Menschen eintraten, erschienen Hodgson als Söldlinge des vermeintlichen Geheimbundes, der, wie er meinte, den Sturz der englischen Herrschaft in Indien zugunsten Rußlands herbeizuführen trachtete. Eine wirkliche Klärung der Sachlage wurde durch Hodgson nicht erzielt. Sie war um so mehr erschwert, als die örtliche Inaugenscheinnahme erst nach dem Abzuge der Coulombs aus Blavatskys Wohnräumen erfolgte, also einen Zustand feststellte, dessen früheren gleichen Bestand nur die Coulombs bezeugten, während alle übrigen Kenner der Situation ihn energisch bestritten. Trotz der offenkundigen Einseitigkeit der Untersuchung schloß sich die Society for Psychical Research dem Urteile Hodgsons über Blavatsky an. Ihre Erklärung führte zu einer schweren Krisis in der Londoner Loge der Theosophischen Gesellschaft.

Bald darauf kam es auch in dem französischen Zweig zu einer Auseinandersetzung. Blavatsky, die nach dem Verlassen Udyars in Europa umherreiste — sie kehrte später noch einmal, aber nur auf kurze Zeit, nach dem indischen Hauptquartier zurück —, weilte auch einige Zeit in Paris. Dort lernte sie einen Landsmann, Dsevolod Solovyoff, kennen. Blavatsky, der viel daran lag, diesen Mann zum Eintreten für ihre Theosophie in Rußland zu bewegen, suchte seiner Forderung nach überzeugenden Phänomenen, von deren Gelingen er seinen Anschluß an ihre Gesellschaft abhängig machte, nach Möglichkeit gerecht zu werden. Aber Solovyoff war nicht zufrieden zu stellen. Anstatt durch genaue Vorkehrungen gegen bewußten Betrug seine Zweifel zu zerstreuen, suchte er nur durch Erhöhung seiner Ansprüche an die Seltsamkeit der Phänomene deren Beweiskraft zu verstärken. Wie wenig die Absonderlichkeit einer Erscheinung für deren Echtheit besagt, machte er sich, wie es scheint, nicht klar. Doch selbst die ergotischsten Erlebnisse genügten ihm nicht, und schließlich begann er Blavatsky mit Vorwürfen zu überhäufen. Er behandelte sie als Verlorene, hielt ihr vor, daß sie ihr Vaterland und ihren orthodoxen Glauben verleugnet habe, um sich als Wundertäterin vergöttern zu lassen. Dieselben Beschuldigungen äußerte er auch gegen ihre Verwandten über sie unbefriedigt rief dadurch eine Klatscherei hervor, die Blavatsky mißbilligende Briefe von ihrer Familie eintrug, und in deren Verlauf auch ihre einstige innige Freundschaft zu ihrer nur wenige Jahre älteren Tante Fadeeff in ein häßliches Licht gestellt wurde.

Diese Vorwürfe trafen sie in einer Zeit, da sie schwer leidend

war. In ihrer Verzweiflung setzte sie sich hin und schrieb ihren „Bekennnisbrief“, in dem sie sich der schauerlichsten sittlichen Verworfenheit anklagt, um gleich darauf ihre jungfräuliche Unberührtheit zu beteuern. Solovyoff machte von diesem Brief einen recht unwürdigen Gebrauch, obwohl er selbst zugibt, daß die Zuschrift, „unter augenblicklichen Impulsen geschrieben, kein gleichwertiges, als durchgehend wahr zu erachtendes Material biete“. Er übersandte den Brief der Pariser Loge, wies auf die anscheinend zweifelhaften moralischen Qualitäten Blavatskys hin und erreichte, daß die Loge eine große Zahl der Mitglieder einbüßte. Aber auch diesen Schlag überwand die Begründerin der Adyar-Theosophie. Intensive Arbeit half ihr darüber hinweg. Unerachtet ihres körperlich sehr zerrütteten Zustandes war sie unermüdet, von morgens 6 Uhr bis nach Mitternacht tätig. Sie redigierte den „Lucifer“, die Zeitschrift der Londoner Theosophen, schrieb Artikel für den Pariser „Lotus“, den Madraser „Theosophist“, den New-Yorker „Path“, die sie sämtlich ins Leben gerufen hatte und arbeitete an der „Geheimlehre“. Nach deren Vollendung folgte der „Schlüssel zur Theosophie“, eine Art Auszug aus der „Geheimlehre“, und die „Stimme der Stille“, die schönste ihrer Dichtungen und die einzige, die sich, wenn man von ihrer Schilderung „In den Höhlen und Dschungeln Hindostans“ abieht, als Dichtung gibt.

Doch auch die „Geheimlehre“ müssen wir, soweit sie nicht Kompilation ist, als Dichtung betrachten; andernfalls kann zu diesem Werke der objektive Beurteiler überhaupt keine rechte Stellung gewinnen. Denn die grandiosen hinreißenden Gemälde, die sie von der Weltvergangenheit und -zukunft, von der Menschentstehung und -entwicklung entwirft, und durch die sie die sogenannten „gebildeten Massen“ ihrer Theosophischen Gesellschaft gewann, diese Gemälde sind doch nur geniale Dichtungen. Und sie werden auch dadurch nichts anderes, daß Blavatsky sie zum Anlaß einer zuweilen berechtigten, oft aber übertriebenen Kritik der abendländischen Wissenschaft und der christlichen Kirche benutzte. Ihre ironischen Abfertigungen beider sind selbst da, wo sie sachlich nicht zutreffen, stets glänzend. Aber Niederreißen allein tut es nicht. Das Aufbauen jedoch, d. h. ein geordnetes Aufbauen, so wie es die abendländische Geistesverfassung nun einmal im allgemeinen fordert, war nicht ihre Sache. Dazu bedurfte sie der Helfer.

Sie nimmt von der geschmähten abendländischen Wissenschaft, was nur im entferntesten ihren Zwecken dient und was ihre Phantasien zu bestätigen scheint. Aber sie plündert auch die Weisheit der

Indes, die Religionen der Antike, die Kulte der Barbaren, greift aus irgendwelchen Thesen eine halbe Behauptung, aus einer Legende einen andern Teil, fügt aus uralten Sagen einiges hinzu und stellt es als Satz hin. Und über dieses ganze Gemisch wirft sie den schimmernden, farbenglühenden Mantel ihrer Phantastik. Den herben Fakten abendländischer Forschung und den mahnenden Worten der Großen aller Völker setzt sie das barbarisch-ungefüge, aber eben darum imposante Strophengestammel des Buches Dzyan voraus, eines Buches, das außer ihrem noch kein Menschenauge erblickte und das auch das ihre nur „sah“.

Die Lehre Blavatskys, oder um mit den Adyar-Theosophen zu reden, die von ihr übermittelte Lehre, ist nicht eben leicht aus den ungeheuren und ungeheuerlichen Gebilden „Istis entschleiert“ und „Geheimlehre“ der Hauptsache nach prägnant herauszuschälen. Die Lehre oder die Lehren sind so weit verzweigt, daß ihre einfache Darstellung immer mangelhaft bleiben muß. Auch eine Zerlegung dieser Lehren in ihre einzelnen Bestandteile ist nur schwer möglich. Es sind in Blavatskys Darlegungen brahmanische, buddhistische, gnostische, kabbalistische, spät-christlich-mystische und noch viele andere Elemente enthalten. Und alle diese, die schon historisch zueinander in Beziehung stehen, sind in Blavatskys Ausführungen derart miteinander verflochten, daß es unmöglich ist, die eigentliche Quelle mit Sicherheit nachzuweisen.

Die kosmogenischen und anthropogenischen Theorien ihrer Schriften bringen etwa folgendes zum Ausdruck: aus der Ruhe des unbeschreibbaren Absoluten dringt mit dem Aufhören der Ruheperiode der befruchtende Lichtstrahl, der göttliche Weltgedanke, und die Welt beginnt in Erscheinung zu treten, ohne daß doch damit die Einheit des Absoluten gestört wird. Der göttliche Gedanke bildet den Keim aller Dinge und das Band, das alle Dinge der Erscheinungswelt miteinander verbindet. Diesem ersten Gedanken entspringen die sieben schöpferischen Gewalten, die nach den im Universalgeiste enthaltenen Entwicklungsideen den feurigen Wirbelwind im Kosmos erzeugen. Der Universalgeist, der göttliche Gedanke, bildet das Herz des Alls, er ist die geistige Sonne des Weltorganismus. Außer den sieben Gewalten entspringen aus ihm, dem „Erstgeborenen“, die wiedererwachenden Intelligenzen einer früheren Schaffensperiode, die Dhyan-

Chohans, die Throne, Herrschaften, Tugenden der christlichen Offenbarung, und die „heiligen Tiere“ des Tierkreises. Die sieben Gewalten bedienen sich der Lebenskraft des dem Universalgeiste innewohnenden schöpferischen Wortes als former. Dieses wirkt auf die offenbar gewordene Urseele der Welt, die, sich offenbarend, zur Urmaterie wurde. Unter dem Einfluß der Lebenskraft teilt sich die Urmaterie in sieben verschiedenartige Energiezentren. Mit dieser Teilung wird für die Zentren zugleich das Entwicklungsgesetz in Tätigkeit gesetzt. Die Entwicklung, der die Dhyan-Chohans vorstehen und die sie leiten, vollzieht sich in Spiralen. Die sieben Welten, die sie unter sich haben, werden nach den Vorbildern erbaut, die frühere Schöpfungsperioden bieten. Jede Welt wird mit den psychischen Keimen des Lebens umgeben.

Durch die sieben Zentren zieht nun die Lebenswelle, bringt erst in dem einen, dann, nachdem dort in den ersten Formen das Vollkommenste erreicht worden ist, in dem zweiten Zentrum u. s. f. das Mineralreich, hierauf das Pflanzen- und weiter das Tierreich hervor. Die Monaden, die diese drei Reiche durchlaufen haben, sind nun soweit, daß sie menschenartige Körper entwickeln können. Der Übergang vom Tier- zum Menschenreich findet aber nur bis um die Mitte der vierten Runde eines Weltzentrums statt. Diese vierte Runde durchläuft jetzt unsere Erde, drei Runden stehen ihr noch bevor. Ist ein Zentrum soweit, daß der Mensch auftreten kann, dann müssen die Monaden, die in einem andern Zentrum die drei Reiche durchlaufen, und aus sich ihr ätherisches Ebenbild entwickelt haben, die weitere seelische Bildung des Menschen übernehmen. Diese Rolle fällt ihnen als den fortgeschritteneren zu. Doch unterzieht sich der Aufgabe nur ein Teil von ihnen, sie umkleiden ihren Ätherkörper mit dem tierischen Gebilde des Zentrums, zu dem sie hinabsteigen. Der Teil der Monaden, der in diesem Stadium der Entwicklung eingreift, ist jedoch ohne Verstand. Erst nachdem die Menschenformen, die nach diesem Eingreifen ätherisch, riesenhaft und mannweiblich erscheinen, sich im weiteren Verlaufe des Prozesses verdichtet haben und die Trennung in Geschlechter erfolgt ist, beginnen sich in der Menschheit diejenigen Intelligenzen zu inorporieren, die sich anfangs dessen geweigert haben. Durch ihre Weigerung, die aus Selbstsucht entsprang, hatten sie die Pflicht zu diesen späteren gröberen Inkarnationen auf sich geladen. Ihre Selbstsucht macht sich nun auch in den Menschen, die sie werden, geltend, bringt diesen damit aber auch die Möglichkeit, selbsterkennende und bewußte Mitwirker des Universalwillens zu werden.

Neben den Menschen bestehen nach der „Geheimlehre“ noch zahlreiche Reihen geistiger Wesen, die wieder in sieben Gruppen geteilt sind und von denen jede Gruppe in Beziehung zu der siebenfachen Konstitution des Menschen steht. Von dieser Konstitution bilden der Körper, der diesem zugrunde liegende Kraftleib und der beide durchdringende Begierdenleib den sterblichen Teil. Den höheren Teil bilden der Willens-, der Erkenntnis- und der geistige Leib. Verbunden werden diese beiden Teile durch die menschliche Seele, das bewußte Ich. Sterblich ist nur der niedere Teil mit dem persönlichen Bewußtsein. Doch verbleiben dem Ich, in dem die höheren Prinzipien entfaltungsfähig eingeschlossen liegen, für weitere Inkarnationen die in seinem jeweiligen Dasein gesammelten Erfahrungen und Erkenntnisse in Form von Eigenschaften und Fähigkeiten. Im Laufe einer Schöpfungsperiode muß das Ich sich 49mal inkorporieren, nämlich in jeder der sieben Runden der sieben Weltzentren einmal. Doch kann es diesen Kreislauf abkürzen; indem es strebt, sich mit seinem geistigen Teile zu vereinen, es in sich zur Durchbildung zu bringen und das irdisch Begierdenhafte abzustreifen. Nach dem individuellen Tode hat es verschiedene Stadien durchzumachen, in denen seine Teile in die ihnen entsprechenden ätherischen, seelischen und geistigen Welten eingehen und mit ihnen verschmelzen. Darnach bleibt ihm in der höchsten geistigen Welt eine Periode der Selbstbesinnung und der Vorbereitung auf die nächste Inkarnation.

Ist das Ich aber in irgend einem Dasein auf Grund seiner Erkenntnisse zur Überwindung der Sünde, der Zeitlichkeit, gelangt, dann bedarf es keiner Verkörperung mehr, es geht ein zum bewußten Leben in dem Absoluten. In der folgenden Schöpfungsperiode ist es dann nicht mehr Lernender, sondern Lehrender, nicht mehr Geschöpf, sondern Schöpfer. Einst wurde es ausgesandt, selbstlos, rein, aus Trieb dem ewigen Willen gehorchend. Durch die Eigenexistenz gelangte es zum Selbstbewußtsein und damit anfänglich auch zum Ungehorsam gegen den Weltwillen. Durch die leidvollen Erfahrungen, die ihm sein Ungehorsam schafft, weil er Hemmnisse seines Entwicklungsstrebens bildet, kommt es zur Einsicht, daß nur in gehorsamer Hingabe an diesen Willen ihm Heil erwächst. Und diesen Gehorsam übt es nun bewußt tätig aus. — Dem Absoluten selbst bedeutet die Periode der nicht offenbaren Schöpfung, Ruhe, die der sich offenbarenden, entwickelnden, Ausatmung, die der vergehenden, ins Unoffenbare sich auflösenden, Einatmung. Es ist also das Lebenspiel in Betracht des Absoluten eine selbstverständliche und regelmäßige Kraftäußerung, die dem Zwecke

dient, sein Wesen zum Ausdruck zu bringen und, auch darauf deuten manche Stellen, sich seines Wesens in allen seinen Teilen bewußt zu werden.

Eine kurze Zusammenstellung der ethischen Seite der Udyar-Theosophie hat Blavatsky in ihrem „Schlüssel zur Theosophie“ gegeben. Das phantastische Beiwerk ist hier sehr beschränkt. Dafür besteht denn auch der Inhalt aus Erläuterungen ganz allgemeiner Sätze, wie Überwindung der Selbstsucht, praktisches Wohltun, soziale Gleichberechtigung aller Stände und Geschlechter. Das sind einige Stichworte des keineswegs erschütternden Programms. Erschütternd ist nur das ehrliche Pathos, mit dem sie diese Forderungen geltend macht. Dennoch wird diese kleine Schrift von ihren Anhängern nur wenig beachtet. Sie ist zu einfach. Die „Entwicklung der geheimen Kräfte des Menschen“ dagegen, oder die „Rück Erinnerung an frühere Erdenleben“, das „Lesen in der Akascha-Chronik“ ist weit interessanter, und im Bemühen um diese zweifelhaften Künste läßt man die ethischen Gebote der Udyar-Theosophie außer acht: Wie in Blavatsky selbst, so überwiegt auch in ihren Schriften das Bizarre, Abenteuerliche und Phantastische. Und gerade dieses ist zum Hauptanziehungspunkte für ihre Anhänger geworden. Das Gefährliche dabei ist, daß Blavatsky ihre Visionen dem objektiven Experiment gleichstellte und infolgedessen die Möglichkeit der Nachprüfung ihrer kosmo- und anthropogenetischen Phantasien behauptete¹⁾.

Diese Betonung der möglichen Nachprüfung ihrer Schilderungen und Sätze auf dem Wege einer erlernbaren Hellichtigkeit gab diesen für Viele den Schein wissenschaftlicher Wahrheit. Erquickt sich das Gemüt an visionären Einblicken in andere Sphären und an ähnlichen psychischen Erlebnissen, so beruhigt sich der allgemein gesicherte Grundlagen heischende Verstand — denn darin ist selbst der überzeugte Udyar-Theosoph Kind seiner Zeit, daß er genaue Nachweise nicht entbehren mag — damit, daß er seine subjektiven Gesichte als objektive Experimente wertet. Aber selbst zu diesen „Experimenten“ verstehen sich nur wenige. Die meisten Udyar-Theosophen begnügen sich damit, stolz auf die innerlichen Erfahrungen der andern, ihrer Führer, zu sein und von deren Erfahrungen mit möglichst hochtrabenden

¹⁾ Eine ausführlichere Darlegung über Blavatsky und ihr Werk findet der Leser in meiner Studie: H. P. Blavatsky, Leipzig, 1906.

Worten zu reden. Obwohl theoretisch jede Berufung auf Autoritäten abgelehnt wird, eben wegen der angeblich möglichen persönlichen Einsicht in das Wesen der Dinge, triumphieren praktisch Nachbetertum und Autoritäten.

Diese letzteren sind heute Annie Besant, Dr. Rudolf Steiner und Katherine Tingley.

Für England und Indien trat nach Blavatskys Tode, der bald nach Beendigung der Geheimlehre, 1891 erfolgte, Mrs. Besant in Gemeinschaft mit Olcott die Erbschaft ihrer Lehrerin an. Der Gewinn Mrs Besants für die Gesellschaft war Blavatskys letzte Freude, sie fühlte es, in dieser Schülerin hatte sie die geeignete Nachfolgerin gefunden. In der Tat brachte die Besant Eigenschaften mit, die sie weit geeigneter zur Agitatorin machten, als Blavatsky. Sie überragt diese an rhetorischen und organisatorischen Talenten bedeutend. Auch besitzt sie, dank der Schulung in ihrer früheren politischen Tätigkeit, was Blavatsky abging, Logik und Konsequenz und sie benutzte beides, um die abstrusesten Ideen ihrer Lehrerin zu rechtfertigen und auszubauen. Sie handelte diesen Ideen gegenüber genau so, wie Jahrzehnte vorher bei der Verteidigung des Atheismus. Was Besant ergrieff, dem ergab sie sich mit Feuereifer. Sie ist, oder war es wenigstens, eine enthusiastische impulsive Natur. Wie Blavatsky, hatte sie ihren Gatten, einen orthodoxen Geistlichen verlassen, einmal, weil sie seine religiöse Stellung nicht länger zu teilen vermochte, dann aber auch, weil sie den ehelichen Beziehungen einen gewissen Widerstand entgegenbrachte. Jahre hindurch mußte sie sich kümmerlich als Näherin ihr Brot verdienen, doch ihr strebsamer Geist half ihr aus der peinvollen Lage. Sie beteiligte sich an den atheïstischen und radikalen Erörterungen im „National-Reformer“, kam mit den führenden Persönlichkeiten beider Bewegungen in nähere Berührung und fand sich eines Tages als Propagandistin an ihrer Spitze. Die hinreißende und eindringliche Beredsamkeit war auch die Gabe, die Blavatsky an der Besant am meisten schätzte. Der Übergang vom Atheismus zu theosophischer Mystik, die im ersten Augenblick etwas eigentümlich erscheint, wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die Blavatskyschen Lehren nicht frei von atheïstierenden Tendenzen sind. Andererseits zogen natürlich auch die mit den Lehren verknüpften Seltsamkeiten eine bizarre Natur, wie es Besant ist, an. Vor allem aber erlag sie

dem Zauber der Persönlichkeit Blavatskys, wie sie stets dem Einfluß der jeweiligen Führer einer Sache, die sie gerade vertrat, erlegen war. Blavatsky aber wußte sie fester an sich zu ketten, als alle früheren.

Der Adyar-Theosophie ist Besant nie untreu geworden, im Gegenteil, sie hat deren Sache in einer Weise zu der ihren gemacht, die ihr scharfen Tadel eingebracht hat. Der erste große Eklat in der Gesellschaft, an dem sie stark beteiligt war, war die Abstoßung William Q. Judges, des späteren Leiters der Amerikanischen Theosophischen Gesellschaft. Olcott, der zu Lebzeiten Blavatskys die Gesellschaft als Präsident geleitet hatte, strebte, diese Würde zu behalten. Besant stand auf seiner Seite, während Judge beiden entgegentrat, um sich an ihre Stelle zu setzen. Jede Partei berief sich auf ein angebliches Wort Blavatskys, das sie mit der Führung der Geschäfte betraut haben sollte. Und als das nichts fruchtete, rief man die Hilfe der „Mahatmas“ an. Die an den Verhandlungen Beteiligten fanden im Beratungszimmer bald einen Brief Koot Hoomis, der den einen, bald eine Nachricht Moriyas, die den andern als berechtigten Nachfolger Blavatskys bezeichnete. In diesem erbitterten Streit der beiden „geistigen Führer“ der Gesellschaft, passierte es Judge im Eifer des Gefechts unglücklicherweise, daß man ihm auf die Schliche kam. Es war daher für Olcott und Besant ein leichtes, den in diesem Falle doch zu wenig gerissenen Advokaten vor die Türe zu setzen, weil er von den „Meistern“ psychisch erhaltene Befehle „in eine irreführende materielle Form gekleidet hatte, ohne die Empfänger mit dieser Tatsache bekannt zu machen¹⁾“.

Man muß gestehen: mit milderem Worten kann nicht wohl jemand der Fälschung in gewissem Sinne wichtiger Dokumente angeklagt werden. Diese Milde hatte wohl darin ihre Ursache, daß man anscheinend selbst in der Übermittlung „psychisch erhaltener Befehle“ nicht ganz korrekt verfahren war. In der Tat hätte die gegen Judge erhobene Anklage kaum zur Entfernung des schlauen Nankees geführt, wenn nicht Mrs. Besant mit der ganzen Wucht ihrer Frauenwürde gegen ihn aufgetreten wäre. Judge trat aus und die amerikanische Gesellschaft schloß sich um ihn als ihren Präsidenten. Auch mehrere deutsche

¹⁾ „Universale Bruderschaft“, VI. Jahrgang, 11. 1908.

Logen erklärten sich für ihn und errichteten ihm in ihrem Herzen neben Blavatsky einen Altar. Mrs. Besant und Olcott waren nunmehr fast unumschränkte Gebieter. Um sich gegenseitig nicht allzusehr ins Gehege zu kommen, teilten sie sich in die Herrschaft. Mrs. Besant wurde Oberleiterin der europäischen Logen, und Olcott als nomineller Präsident leitete weiter, wie bisher, die Bäckerei in Adyar und führte die innere Verwaltung. In der Proselytenmacherei stand ihm auch in Indien Mrs. Besant tätig zur Seite.

Wie man über ihre agitatorische Tätigkeit in Indien selbst denkt, das zeigt am besten der Brief eines Hindu, den vor einigen Jahren der „Daily Chronicle“ veröffentlichte. Der Absender, der sich als Mitglied einer anti-theosophischen Gesellschaft bekennt, gibt in seinem Schreiben zugleich eine Kritik der geistigen und psychischen Eigenschaften, sowie der Lebensführung Mrs. Besants. Er schreibt: „Mrs. Besant erhebt den Anspruch, mit Abgeschiedenen verkehren zu können. Solche Hoga-Kräfte, wie sie zu besitzen behauptet, kann nur der erlangen, der sein Leben in harter Zucht und Entsamung verbracht hat. Zur Gewinnung der Herrschaft über das Denken sind viele strenge Übungen erforderlich, und unsere Hindubücher sagen, daß, um ein Hogi zu werden, es vieler Wiedergeburten bedarf, da nur solch eine Entwicklung auf den Gipfel der Vollendung führen kann. Mrs. Besant hat aber niemals solche Schritte unternommen, auch, seit sie nach Indien kam, niemals danach getrachtet, die praktischen Lehren eines Guru zu verwirklichen. Vielmehr hat sie das gewöhnliche Leben einer Geschäftsfrau geführt, Vorträge gehalten, Bücher geschrieben und Geld gesammelt. Wie kann sie da wagen, zu behaupten, sie sei eine Hugini geworden? Woher wollte sie die Fähigkeit haben, in ihr früheres Leben zu blicken, da sie sich doch ausschließlich mit Beschäftigungen materieller Art abgegeben hat? In Indien lassen sich die Hindus von solchen Präntentionen nicht täuschen; hier gelten solche Ansprüche als albern. Mrs. Besant macht den Zeitungen weis, ihre Widersacher hier seien über sie zornig, weil sie gewisse Reformen anstrebe, wie die Abschaffung der Kinderehen usw. Dies ist aber durchaus irreführend. Die Welt weiß ganz genau, daß Mrs. Besant von den gelehrten und philosophischen Kreisen ganz anderer Dinge halber getadelt wird. . . . Unsere anti-theosophische Bewegung befaßt sich hauptsächlich damit, den Schaden wieder gut zu machen, den diese Gesellschaft unserer Philosophie und Literatur dadurch zu-

fügt, daß sie den Anspruch erhebt, unsere heiligen Schriften zu erklären, aber alles den theosophischen Vorurteilen und Erfordernissen anpaßt und dadurch die Reinheit unserer heiligen Schriften fälscht."

Muß man auch die Anklagen dieses Schreibens zum guten Teil als nationaler Gereiztheit entsprungen ansehen und stehen ihnen auch gegenteilige Äußerungen angesehener, allerdings theosophisch gesinnter Hindus gegenüber, so bleibt doch genug übrig, was diesen Brief zu einem beachtenswerten Dokument stempelt. Ob Mrs. Besant befähigt ist, eine Yogini zu sein, das mögen ihre indischen Gegner und ihre europäischen Freunde unter sich ausmachen. Die Bedeutung ihrer Arbeit steigern diese Schamaneneigenschaften, selbst wenn sie sie besitzt, nicht. Ihr Vorhandensein ist kein Beweis hohen geistigen Wissens, andererseits freilich auch kein Grund, ihrem Träger Einsicht und Kenntnisse abzusprechen. All die psychischen Fähigkeiten, deren sich Blavatsky und nun Besant und andere mit ihr rühmen, kommen für ein Urteil über die von ihnen vorgetragenen Lehren nicht in Betracht. Es sind Gaben, die, soweit ihre Resultate nicht nachprüfbar sind, Phantasien gleichgestellt werden müssen. Soweit ihre Ergebnisse jedoch mit dem tatsächlichen objektiven Bestand übereinstimmen, spricht dies auch nur für das Bestehen einer hochgradigen Reizbarkeit und Feinfühligkeit. Diese Sensitivität beruht auf einer psychischen Verdrückung, dieses Wort im eigentlichen Sinne genommen, des Empfindens. Dieses ist nach einer bestimmten Richtung gesteigert, anderen Einflüssen gegenüber jedoch herabgemindert. Ein derartiger Zustand ist allerdings nur maßgebend für die Form, in die irgend welche Erlebnisse gekleidet oder in der Erfahrungen ausgesprochen werden. Blavatskys Hysterie führte zu Bewußtseinspaltungen und verhalf ihr zu dem Glauben an die „Meister“. Was sie angeblich von diesen als Lehren überlieferte, trägt seinen Wert oder Unwert in sich. Denn „ein Einfall ist um kein Tüttelchen weniger groß“, sagt Hellpach in dem Aufsatz „Die Pathographie und ihr Meister“, „weil er einer Fieberstimmung entsprang, eine religiöse Wahrheit büßt dadurch nichts ein, daß sie in hysterischer Ekstase geboren ward“. An die Wahrheit, Schönheit oder Heiligkeit eines Satzes tastet unser Wissen über den vom Normalen abweichenden Entstehungsgrund dieser Werte nicht. Es ist daher auch für die von Mrs. Besant propagierten Meinungen unwesentlich, ob sie sie Erfahrungen verdankt, die sie auf anderem als dem üblichen Wege machte. Man kann sie ohne Rücksicht auf eine derartige Begleiterscheinung einschätzen.

Schlimmer steht es mit dem letzten Vorwurfe des Hindu-Schreibens. Gerade auf die indischen Überlieferungen wurde von Blavatsky und wird von Besant großes Gewicht gelegt. Werden nun diese Weisheiten auf irgend welche Weise wissentlich gefärbt, so mindert dieses Verfahren den Wert der mitgeteilten Lehrsätze beträchtlich herab. Bereits Max Müller-Oxford hat Blavatsky Vorhaltungen über ihre ungenaue, ja verkehrte Auslegung der indischen Philosophie gemacht. Nach ihm hat Deußen diese Klage gegenüber der adyar-theosophischen Literatur, soweit sie auf indischen Quellen beruht, durch seine Forschungen gerechtfertigt. Die adyar-theosophischen Interpreten stützen sich allerdings diesen Feststellungen gegenüber auf geheime Instruktionen und Offenbarung der „Meister“. Die Existenz dieser Meister, der „Mahatmas“, ist aber durchaus strittig. Ihr Dasein ist Glaubenssache. Wer sich einmal dazu entschließt, ihre Existenz als Tatsache anzunehmen, der kann dann freilich nicht umhin, den Auslegungen dieser unsichtbaren Unfehlbaren zu trauen. Dabei kommt selbstverständlich alles auf die Ehrlichkeit des Übermittelnden an. Und da ist zu sagen, daß Blavatskys phantastische Exkursionen in frühere Zeitalter ebenso wie ihre Unterredungen mit den Mahatmas wohl als innere Erlebnisse wahr sind, aber mit realer Ehrlichkeit nichts zu schaffen haben. Und von Mrs. Besant sagt Professor Kutoslawski, der nach seinem eigenen seelischen Entwicklungsgange ein tiefgehendes Verständnis für absondere Seelenregungen hat, daß sie ihm, „abgesehen von ihrer außerordentlichen Beredsamkeit, kein Vertrauen zu ihrer Urteilskraft einflößte und auf viele direkte und wesentliche Fragen gar nicht antworten wollte, wenn es sich darum handelte, ihre wirklichen persönlichen Erfahrungen objektiv zu erforschen. Sie zog es vor, sich in den Mantel einer unfehlbaren Pythia zu hüllen und dunkle allgemeine Offenbarungen auszusprechen, ohne Rechenschaft abzustatten, wie sie dazu kam, diese Offenbarungen zu empfangen“¹⁾. Diese naheliegende Frage stellen die Besant ergebenen Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft mit nichten. Sie sind ihrer Führerin blindlings ergeben und höchst eigensinnige Verfechter einer einseitigen Parteidoktrin.

Wie weit die Gläubigkeit dieser Anhänger geht, beweist die leidige Fuente-Affäre zur Genüge. Es handelte sich in diesem Falle um die sehr namhafte Stiftung eines reichen Adyar-Theosophen, die dieser

¹⁾ Willensübungen und Gesundheit, Hochland, 8. Jahrg. Heft 9, Juni 10/11.

für Zwecke der Gesellschaft ausgesetzt hatte. „Der Wortlaut des Testaments war“, wie Olcott in dem diesbezüglichen Jahresbericht ausführte, „dunkel und daher wurde die Entscheidung betreffs der Erbschaft unserm ausgezeichneten Kollegen Sir. S. Subramanier, Richter am Obergericht zu Madras, übertragen und er entschied, daß Mrs. Besant und ich als Vertreter des Zentral Hindu-College und der Adyar-Bibliothek Miterben sind. Wir sind dann zu einem freundschaftlichen Verrechnungsübereinkommen gelangt und haben das Geld zwischen uns geteilt“¹⁾. Gegen dieses ohne Befragen des Zentralvorstandes der Gesellschaft erfolgte, etwas eigenmächtige Vorgehen wendete sich ein Teil der deutschen Mitglieder. Sie glaubten sich zu diesem Schritte umsomehr berechtigt, als der auf Mrs. Besant entfallende Teil einem Institute zugute kommen sollte, das, abgesehen von Mrs. Besants Eigenschaft als Gründerin, in keinen Beziehungen zur Theosophischen Gesellschaft stand. Mrs. Besant wies die ihr gemachten Vorwürfe mit dem Hinweis auf private Äußerungen des Erblassers zurück, die nach ihren Angaben dahin gingen, daß sie ihren Erbteil dem Zentral Hindu-Kollege aussetzen sollte. Die fraglichen Briefe des Don Fuente aber waren angeblich vernichtet, sie hatten dem Schiedsrichter auch nicht vorgelegen, sondern nur ein noch aufgefundenener, in dem Fuente von dem spricht, „was er für die Theosophische Gesellschaft tun wolle, als von einer Angelegenheit, die durch Mrs. Besants Vermittelung ausgeführt werden solle“. Die rebellierenden Mitglieder der deutschen Sektion waren also im Recht, wenn sie von dem Zentralvorstande unter Hinzuziehung eines ordentlichen Gerichtes nochmalige Prüfung der Angelegenheit forderten. Sie drangen jedoch mit ihrem Antrage, der ein deutliches Mißtrauensvotum gegen Mrs. Besant und Olcott war, nicht durch. Daß Olcott die Tatsache des Rückganges der Zahl der Mitglieder und der Logen seit Jahren geschickt verschleierte, ja im Gegenteile von der Ausbreitung und dem Zuwachs der Gesellschaft gesprochen hatte, erschien seinen Freunden ebenso unerheblich, wie seine und Mrs. Besants Eigenmächtigkeit in der Erbschaftsangelegenheit. Die über den Antrag der Klage führenden Gruppe beschließende Generalversammlung der deutschen Sektion lehnte ein Eingehen auf den Gegenstand ab, weil „ganz abgesehen von der Frage, ob die einzelnen Beschwerden sachlich zu rechtfertigen seien oder nicht, es formell durchaus unzweckmäßig sei, dergleichen Angelegenheiten der Gesellschaft von einer Sektion aus zu vertreten. Dieses

¹⁾ Dahan, Jahrgang VII 1. 05.

müßte das Ansehen der Gesellschaft schädigen und den Einfluß der Bewegung beeinträchtigen“¹⁾).

Man setzte sich also kühn über die stattgefundenen öffentlichen Erörterungen des Falles hinweg und schloß die Augen vor einer peinlichen Tatsache, indem man vorgab, durch eine gerechte Untersuchung die Interessen der Gesellschaft zu benachteiligen. Als ob diese Vogel-Straußpolitik die Gesellschaft nicht viel mehr schädigt, als jede ernstliche Prüfung der Angelegenheit. Die Gruppe, welche den Antrag auf erneute Untersuchung gestellt hatte, trennte sich denn auch von der Theosophischen-Gesellschaft ab und die von ihr erhobenen Vorwürfe blieben auf Besant und Olcott sitzen. Die einzige Entgegnung Mrs. Besants auf die Anschuldigungen aber war, daß sie auf dem bald darauffolgenden Kongreß der Gesellschaft in London sich in der entrüsteten Pose der „Eingeweihten“ gegen die „vorlaute Manier einiger jüngerer Mitglieder“ wendete, die die Handlungsweise Erfahrener und in der Erkenntnis weit Vorgeschnittener tadelten, ohne deren Motive überblicken zu können. Mit diesem geschickten Schachzuge spielte sie die Erledigung der Erbschaftsangelegenheit auf das ideelle Gebiet hinüber, wo sie kein Tadel treffen konnte, denn es blieb ihr stets die Möglichkeit einer Berufung auf die Bestimmungen der „Meister“. Doch sie bedurfte deren Beistand nicht einmal. Die zu ihren Füßen sitzende Menge ihrer Anhänger jauchzte den Worten der Führerin zu und tat damit endgültig alle gegen sie vorgebrachten Beschwerden ab.

Diese selbe Menge war es auch, die nach Olcotts Tode die erledigte Präsidentenschaft auf Mrs. Besant übertrug. Vor dieser Ernennung hatten Sinnett und Mead vergebens gewarnt. Sinnett, einer der ersten und treuesten Vertreter Blavatskyscher Theosophie, und Mead, einer der feinsten und klügsten Köpfe der Gesellschaft, hatten die Herrschgelüste der Besant längst durchschaut und sahen die Gefahren voraus, die ihre Erhebung zu Präsidentin mit sich bringen mußte. Doch ihre Stimmen verhallten in dem Chorus der kritiklosen Bewunderer Mrs. Besants. „Die weibliche Epoche der Theosophie“, wie einer ihrer Kenner die von Blavatsky eingeleitete und von Besant fortgesetzte Propaganda bezeichnet hat, war also von einer uneinsichtigen An-

¹⁾ Dahan, a. a. O.

hängerschaft noch auf Jahre hinaus für konstant erklärt worden. Der launische Charakter, den die weiblichen Führer der Adyar-Theosophie ihrer Schöpfung eingepfropft hatten, das Bizarre und Abstruse ihrer pompös aufgepußten Gedankengänge, das eigen sinnige Festhalten an versteinerten Einbildungen hatte damit auch fernerhin Gelegenheit erhalten, sich schlankweg für Theosophie auszugeben.

Die Wundersüchtigen sind eben in der Theosophischen Gesellschaft in der Mehrzahl. Man stritt und streitet in den theosophischen Logen heute noch mehr als früher über die Zeitdauer der Zwischenräume der einzelnen Inkarnationen, man ergeht sich in den phantastischsten Mutmaßungen über den sagenhaften, versunkenen atlantischen Kontinent und über die „Atlantier“ und man erörtert in heftigen Diskussionen ähnliche für die seelische Entwicklung so ungemein „wichtige“ Themata. Wer es wagt, den Wert dieser zu bestreiten, der wird wie ein Kezer am adyar-theosophischen Dogma behandelt und von den „Initiierten“ über die Achsel angesehen. Das was aller Theosophie zuwiderläuft, das Umschaffen der Lehrsätze und Meinungen einzelner zu Dogmen, gerade das wird in diesen Kreisen eifrig propagiert. Wer nicht mittut, wird beiseite geschoben. Meist tut er nicht mit, weil er einen andern Propheten vergöttert. So herrscht Hader und Zank in den Kreisen derer, die angeblich die Herbeiführung der allgemeinen Bruderschaft als eines ihrer Ziele betrachten.

Die Theosophie ist zur Modesache geworden. Der gepredigte Grundsatz: das in allen philosophischen und religiösen Systemen enthaltene Eine und Gleiche, das ebenso aus den Überlieferungen ferner Vergangenheit, wie aus dem gegenwärtigen Erleben uns entgegentritt, dieses Ewig-Menschliche und Ewig-Göttliche zu erkennen und als Lebensnorm zu nehmen, dieser Grundsatz wird kaum noch beachtet. Wohl erörtert man mit überlegener Miene den Wert solcher Erkenntnis für den Einzelnen. Man schildert nicht ohne Geschick, wie sie dem Menschen seine Verknüpfung mit allem Seienden bewußt werden, ihn hinter dem Wechsel von Tag und Nacht den Mittagsglanz des ewig gegenwärtigen Seins schauen läßt, wie sie die Grenzen seines Mitempfindens weitert, bis er sich klar ist, daß er keine Tat mehr für sich allein tut, daß jede seiner Handlungen, jedes seiner Worte, ja selbst jeder seiner Gedanken von allgemeiner fördernder Bedeutung sein kann und soll. Man macht aber Halt vor dem logischen Schlusse, daß nicht der Mensch

theosophisch handelt, der auf Grund eines meist nicht größeren, sondern nur anderen Wissensquantums sich über seine Mitmenschen erhebt, sich von ihnen sondert und von seinem Astralkatheder herab doziert, sondern der im Leben stehend seinen Platz, auf den ihn sein Geschick gestellt hat, bestens ausfüllt und seine Fähigkeiten, so gut er kann und weiß, zum Wohle aller und damit zu seinem eigenen anwendet. Dieser Konsequenz geht man aus dem Wege. Die Ahyar-Theosophie ist weit davon entfernt, ihre Vertreter zur Innerlichkeit, zum Nachdenken über sich selbst anzuleiten. Sie verführt im Gegenteil die meisten zu einem Leben in Außerlichkeiten. Bekanntlich läßt sich „leichter andächtig schwärmen, als gut handeln“. Und geschwärmt wird weidlich in den theosophischen Logen. Besser wird dadurch der Einzelne nicht, nur eitler und hochmütiger.

Theosophie in ihrer wahren Gestalt ist unvereinbar mit Hochmut wie mit Wundersucht. Sie wendet sich an den Willen zur Erkenntnis, zur Erkenntnis allerdings auch der noch unerforschten seelischen Kräfte im Menschen und der ebenfalls noch unerforschten Kräfte in der Natur. Aber an die Erforschung dieser Gebiete wird ein wahrhaft theosophisch Denkender sich dann nur wagen, wenn er mit der nötigen Vorbildung ausgerüstet und imstande ist, irgendwelche zunächst rätselhafte Fähigkeiten nach ihrer Herkunft zu beurteilen. Zu dieser Vorbildung gehört eine gründliche wissenschaftliche und vor allem naturwissenschaftliche Schulung. Aber diese haben nur die wenigsten, die in den theosophischen Logen zu Hause sind. Doch klug macht man aus der Not eine Tugend, indem man dekretiert, daß die moderne Wissenschaft eitel sei, am Materiellen kleben bleibe und daher dem Ahyar-Theosophen nichts lehren könne. Hellsehen und Intuition — merkwürdigerweise auch Intuition in bezug auf reale Begebenheiten — ersetzen jegliches Studium. Dem Ahyar-Theosophen ist der „magische“ oder „okkulte“ Charakter irgendeiner Erscheinung die Hauptsache. Gelingt es ihm, sich seines Vorlebens zu „erinnern“, eine Erinnerung, die stets für seine jetzige Existenz eine Schmeichelei bedeutet, oder führt er vermeintlich durch „Gedankenkonzentration“ irgendein Ereignis herbei, so glaubt er sich auf dem rechten Wege zur Meisterschaft. Und ist doch meist, indem er selbstgebildeten Phantasmen nachjagte, wer weiß wie weit in die Irre gegangen.

In der theosophischen Bewegung geht es wie in den meisten anderen Bewegungen auch. Der in ihnen enthaltene wahre und gute Grundgedanke gerät in dem Maße, wie sich die Schar der Gläubigen mehrt, in Vergessenheit. Die Masse hängt am Außerlichen. Die be-

wegende Idee ist ihr nichts, oder doch fast nichts, und sie ist in deren Dienste mehr wie lässig. Nur der Einzelne nützt einer Sache, und zwar selten als deren Führer, sondern weit eher als ein fern vom öffentlichen Getriebe Wirkender. Den Führer verwirren nur zu leicht die ihm dargebrachten Huldigungen, auch muß er, um den Erfolg an sich zu fetten, sich zu Konzessionen verstehen, die ihn selbst binden und im freien Handeln hemmen. Die besonnenen Köpfe wissen, daß man in der stillen Werkstatt mehr vor sich bringt und Besseres schafft als im Geräusch des Marktes. Es verlangt sie nicht nach schnell verslogenem Ruhm. Die solideren Elemente unter den in der theosophischen Bewegung einst an leitender Stelle Tätigen haben dies längst eingesehen und sich zurückgezogen, um in der Stille zu arbeiten. Sie dienen dem Ideal treuer als die allzu lauten Streiter. Ein vorbildliches Leben wirkt eindringlicher als sanskritgespickte Vorträge. Ein gütiges Wort aus mitfühlendem Herzen, eine hilfreiche Tat sind mehr wert als langatmige Auseinandersetzungen über die „Planetenrunden“ oder über die „siebenfache“, ja wie Dr. Steiner neuerdings entdeckt hat, „neunfache Konstitution des Menschen“.

Um Hypothesen zu erjagen, braucht man die suchende Seele und den suchenden Verstand nicht nach Indien und zu den Gräbern der längst vermoderten gnostischen Spekulant zu schicken, die können sie auch hier einhandeln. Derartige Theorien sind in ethischer Hinsicht völlig wertlos. Sie füllen nur die Köpfe mit unverdauten und unverdaulichem Zeug und sind Ursache, daß sich leidlich vernünftige Menschen um alle Lebensfreude spekulieren und entweder zu eingebildeten Sonderlingen oder zu verschlossenen Grüblern werden. Die Wenigsten besitzen Scharfblick genug, um aus dem Wirrsal und Wust von Unvernünftigem und Überwichtigem den winzigen bedeutenden Kern herauszufinden. Es ist schade um die ehrlichen Sucher. Sie hätten es, wenn es eine Gemüts- und Geistesbefriedigung gilt, leichter, würden sie sich mit den köstlichen Perlen der deutschen christlichen Theosophie und Mystik befassen, oder wenn sie, muß es durchaus indische Weisheit sein, an den Quellen, die wir in guten Übersetzungen haben, selber Rat sich holen.

Beileibe soll hier nicht der deutschen Theosophie und Mystik das Wort geredet werden, nur weil sie christlich ist. Die Bezeichnung ist nicht mehr wie eine ihre Entstehungsumstände charakterisierende

Erläuterung. Und auch unter ihren Vertretern finden sich Exaltierte, deren „Offenbarungen“ seltsame Sammelsurien verstiegener orthodoxer Gläubigkeit und religiöser Sinnlichkeit sind. Man muß daher auch bei der deutschen Theosophie wohl zu unterscheiden wissen. Wer aber einmal den Predigten Meister Eckardts gelauscht, die Lehrsprüche des „Cherubinischen Wandersmannes“ vernommen hat, der weiß, daß deren Sätze das Resultat scharfen und strengen Denkens sind, eines ebenso scharfen und strengen Denkens, als nötig war, um die Philosophie der Veden zu schaffen und eines schärferen und strengeren als jenes, das sich in gnostischen und neuplatonischen Verschwärmtheiten zur Ruhe bettete. Die Veden, das langsam gewordene Werk von Generationen gehen mehr ins Detail, beschäftigen sich mit den subtilsten Unterfragen, verlieren sich auch oft in Haarspaltereien, die deutsch-theosophischen Lehren, die Schöpfungen einzelner, stehen an gedanklicher Tiefe den indischen nicht nach. Sie gipfeln zuweilen gleich diesen in Paradoxen und Negationen, aber sie sind lebendiger, empfindungsreicher. Ihnen gilt nicht der über Freud und Leid erhabene Gleichmut als das Höchste, sondern die freudige Tat. Selbst die Versenkung in Gott ist ihnen Tat, nicht kontemplatives Hindämmern. Sogar des schwärmerischen Jakob Böhme und des fast allzu weichen und süßlichen Seuse Lehrsätze tragen, gegen die indischen gehalten, aktiven Charakter. Dort letzten Endes Lebensverneinung, Abkehr zur Gottheit, hier energischste Lebensbejahung, die Forderung, den Gott im eigenen Busen mächtig und wirksam werden zu lassen und der strenge Hinweis auf genaue Erfüllung aller überkommener Lebenspflichten. Die deutschen Theosophen waren zwar keine Mahatmas und rühmten sich auch keiner Beziehungen zu solchen, aber sie sind nicht minder „große Seelen“ wie diese. Sie verstanden es allerdings nicht, ihren „Astral Leib“ zu entsenden, auch konnten sie keine okkulten Kunststücke vorführen, dafür aber wußten sie, was Selbstzucht ist und lehrten ihre Anhänger vor allem andern diese zu üben. Sie lockten sie nicht zu ihrer Arbeit mit Jenseitshoffnungen und schreckten sie in den Kreis ihrer Pflichten nicht mit Jenseitsdrohungen. Lohn und Strafe beschränkten sich nach ihnen lediglich auf die natürlichen Konsequenzen jeder Handlung, mit Einschluß der seelischen. Das vielgerühmte Karmagesetz der Udyar-Theosophen hat also einen ebenbürtigen Ersatz.

Von alledem wissen freilich die in den Theorien Blavatskys und Besants befangenen und auf sie eingeschworenen Udyar-Theosophen

nichts oder wollen es nicht wissen. Doch kann ihre geflissentliche oder unabsichtliche Beschränkung nicht hindern, daß die von den gigantischen Phantasien nicht befriedigten und von dem Wundertram abgestoßenen ehrlichen Sucher sich von ihren Logen, die dem Namen nach Sammelstätten der wahren Theosophie sein sollen, abwenden. Wie gering das Zutrauen selbst in sonst theosophisch denkenden Kreisen ist, das man den Adyar-Theosophen entgegenbringt, beweist die Notiz der „Neuen Metaphysischen Rundschau“, die gelegentlich der Nachricht, daß Mrs. Besant zum Zwecke praktischer theosophischer Arbeit einen theosophischen Orden gegründet habe, erschien: „Der Orden“, heißt es da, „wird sicher Gutes leisten, wenn seine Mitglieder ohne geistigen Hochmut, adyar-theosophischen Dogmatismus und Klikenwesen für die Kulturaufgaben der theosophischen Bewegung zu arbeiten gewillt sind“. Und die gleiche Klage klingt aus der Einführung, die Dr. Hugo Vollrath, eines der Mitglieder der Gruppe, die in der fuente-Angelegenheit gegen Mrs. Besant Stellung nahmen, einer Zeitschrift „Theosophie“ mit auf den Weg gab: „Keine Vereinspolitik,“ schreibt er, „keine Sekte, keine unfehlbare Autorität, keine geschäftliche Spekulation stehen hinter dieser Publikation, sondern aus der Not heraus wurde sie geboren, als der Ausdruck eines großen Bedürfnisses. Frei und unsektiererisch wird sie geleitet von Mitgliedern, die nicht unter den Suggestionen und unter der Kontrolle einer Klique oder einer herrschenden Tagesmeinung stehen. Die theosophische Bewegung verträgt sich nicht mit der zeitweiligen Vereinsmeierei, dem Sektentwesen und mit dem mysteriösen Getue und Manipulationen der „okkulten Lehrer“, die überall ihr reklamehaftes Unwesen treiben und das Interesse für die theosophische Bewegung zu Gunsten ihrer Ernährungsfrage unter einen hohen Steuerdruck stellen. Einweihungsschulen, wo Adepten fabrikmäßig hergestellt werden, entstehen in großer Zahl. Spott und Achselzucken der nüchternen Kreise sind die Folge.“

Das gleiche Bedürfnis, dem Vollrath und die „Neue Metaphysische Rundschau“ Worte verliehen, hat auch Katherine Tingley, die Führerin der amerikanischen Theosophen, zur Abkehr veranlaßt von den für das Leben bedeutungslosen Erörterungen über die „höheren Ebenen“ und ähnliches. Im Gegensatz zu Besant und Steiner, ja eigentlich selbst zu Blavatsky, betont sie die einfachen ethischen Tendenzen, die sich verstreut in Blavatskys Schriften finden. Tingley ist Schülerin

Judges. Nach seinem Tode gründete sie 1898 die „Univerfelle Bruderschaft“, der sich bald ein Teil der amerikaniſchen „Theoſophiſchen Geſellſchaft“ anſchloß. Das theoretiſche System Tingleys iſt das von Blavatsky, doch werden deſſen Bizarrerien dadurch vergeſſen gemacht, daß man ſie nicht anders als einen aparten Schmuck der eigentlichen Lehre von der „Einheit und Göttlichkeit alles Seins und der daraus unmittelbar hervorgehenden Bruderschaft der Menſchheit“ achtet und den Hauptwert auf rührige Betätigung des Bruderschaftsgeſetzes legt. Katherine Tingley wehrt ſich energiſch gegen eine Verwechſlung mit anderen theoſophiſchen Logen. Sie hat nichts übrig für den unſinnigen Krimskram der gewöhnlichen Theoſophen, ihre „unfruchtbaren Spekulationen und okkulten Phantaſtereien“, ihre „Verquickung der Theoſophie mit unverſtandener Myſtik und phyſiſchen Praktiken“. In ihrer Point-Loma Kolonie in Kalifornien hat ſie ein bewundernswertes Arbeits- und Erziehungsſfeld geſchaffen.

Point-Loma will ein aktives Arbeitszentrum ſein. Was durch unermüdliche Tätigkeit erreicht werden kann, zeigt die Forſt- und Landwirtschaftsabteilung der Kolonie. Ehemalige unfruchtbare, trockene Landſtrecken dehnen ſich heute, dank der eingerichteten fachkundigen Bodenbewässerung im Schmucke von Bäumen, Blumen und Feldfrüchten. Point-Loma hat außer den Wohnhäuſern und Lehrgebäuden, Laboratorien für chemiſche Unterſuchungen, Druckereiwerkſtätten, Ateliers für Photographie und andere Künſte. Alle dieſe Gebäulichkeiten werden gekrönt von dem griechiſchen Theater und dem Ariſchen Gedächtnis-tempel. „Die ganze Arbeit, ob es ſich um die gelehrteſten Unterſuchungen auf intellektuellem Gebiete oder um die erhabenſte aller Arbeit, um die Erziehung der Jugend handelt, oder ob es nur die einfachſten Pflichten des täglichen Lebens betrifft, alles geſchieht ohne Bezahlung und freiwillig. Vom Führer, Katherine Tingley, bis auf den jüngſt eingetretenen Schüler — alle ſind dem theoſophiſchen Werke mit dem Verlangen beigetreten, der Menſchheit ohne Rückſicht auf perſönlichen Gewinn oder Entlohnung zu helfen.

In Point-Loma wird die von der Begründerin ins Leben gerufene Erziehungsmethode des Raja-Yoga-Systems geübt. Das Wort Erziehung hat in dem ihm von Blavatsky und auch von Tingley beigelegten Sinn eine weit größere Bedeutung, als ſie ihm gewöhnlich eingeräumt wird. Die Grundlage iſt die Anerkennung des Göttlichen im Menſchen, und das erzieheriſche Werk von Raja-Yoga iſt das Herausholen der höheren Natur und die Umwandlung alles deſſen, was nicht der göttlichen Seite zugehört. Somit wird in dieſem

217086

System sowohl die physische als auch die intellektuelle und moralische Natur berücksichtigt und mit jener Aufmerksamkeit bedacht, — welche ein vollkommenes Gleichgewicht in die Wege leitet. Daß Theosophie kein lediglich abstraktes, kaltes, metaphysisches System intellektueller Schulung ist, das ist durch die glänzenden Resultate ihrer Jugenderziehung zur Genüge bewiesen. „Die strahlenden Gesichter, die Glückseligkeit, der intellektuelle und moralische Fortschritt zeigen deutlich, daß das angewandte Erziehungssystem, das in der Hauptsache in der Angewöhnung von Selbstdisziplin und der Fähigkeit sich zu sammeln besteht, kein verfehltes ist, und daß selbst bei bössartigen Kindern ohne die üblichen Straf- und Unterdrückungsmethoden die besten Resultate erreicht werden können. Das Raja-Yoga-System lehrt die Kinder, freudig und willig anderen Dienste zu leisten; es zeigt ihnen, wie sie sich selbst helfen können und wie sie Selbstvertrauen erlangen, so daß sie zu einer Lebensführung im Dienste ihrer Mitmenschen geeignet werden.“

Ein wirklich wertvolles Resultat also hat Blavatskys Theosophie nur in diesem einen Falle gezeitigt und gerade in diesem wird ihr Eigenstes, die mysteriösen Zutaten abgelehnt und auf das zurückgegriffen, was, wie sie stets anerkannte, schon längst in der christlichen Ethik niedergelegt war, wenn es auch nur selten in dem praktischen Umfang geübt wurde, wie in Point-Loma. Begreiflicherweise ist die Führerin der europäischen Theosophischen Gesellschaft nicht gut auf Mrs. Tingley zu sprechen. Und wenn Annie Besant die praktischen Erfolge der Leiterin der Point-Loma Kolonie auch nicht leugnen kann, so sucht sie doch deren Charakter, so gut es geht, zu verdächtigen. Sie wirft ihr Bosheit und Falschheit gegen ihre Theosophische Gesellschaft vor und erklärt, daß wenn sie an Mrs. Tingleys „unaufhörliche Schmähungen“ gegen sich denke, dann spekuliere sie bisweilen auf die Benützung dieses Hasses für die adyar-theosophische Bewegung. „Ein derartiger unnatürlicher Haß, so lange fortgesetzt, setzt eine große Charakterstärke voraus, und Charakterstärke ist sehr interessant“. Und dann erhebt Besant gegen ihre große „Schwester“ den gleichen Vorwurf, den die indischen Anti-Theosophen ihr selbst machen: „Mrs. Tingley ist eine feine Geschäftsfrau mit der hervorragenden Fähigkeit, Geld zu gewinnen und zu behalten, eine seltene Eigenschaft in den Reihen der Theosophen — und das scheint die Eigenschaft zu sein, die zu etwas nützlich sein soll.“

Mrs. Besant muß das wissen, denn nach dem Verlauf der Fuente-Affäre zu urteilen, scheint sie die „bei den Theosophen seltene

Eigenschaft" ebenfalls zu besitzen. Es mag gern zugegeben werden, daß Mrs. Tingley von dem ihr für ihr Werk reichlich zufließenden Spenden persönlich nicht karglich lebt, aber sie fördert doch auch ihre Kolonie in weitgehendstem Maße, während Mrs. Besant die Gabe Fuentes der Theosophischen Gesellschaft entzog und einem Institute zuwendete, das lediglich dazu dient, ihren persönlichen Ruhm zu mehren.

Überhaupt ist es mit der Seltenheit der von Mrs. Besant an der Tingley gelobten Eigenschaft unter den Theosophen doch nicht so schlimm bestellt, wenigstens nicht, wenn man nach den Führern der theosophischen Bewegung urteilen darf. Denn auch Dr. Rudolf Steiner, der den Titel Generalsekretär der deutschen Sektion führt, während er in Wahrheit von den meisten der Mitglieder für weit, weit mehr als für einen bescheidenen Generalsekretär gehalten wird, besitzt, wenn man gewisse Vorkommnisse als kennzeichnend dafür betrachten kann, die seltene Eigenschaft. Zu derselben Zeit nämlich als gegen Mrs. Besant und Olcott die Beschwerde der deutschen Gruppen wegen der Fuente-Erbchaft vorlag, wurde auch an Dr. Steiner eine Anfrage gerichtet über die Verwendung des Legates der Gräfin Wachtmeister. Hatte nun Dr. Steiner von Annie Besant gelernt oder entsprang die Antwort lediglich den ähnlichen Umständen, genug, er beschied die Frager dahin, daß er und seine Gehilfin, Fräulein von Sivers, die ihnen zugekommenen Geldmittel im Interesse der Theosophischen Gesellschaft verwendet hätten. Was darunter zu verstehen sei, darüber war keine Auskunft zu erlangen. Für die Interessen der Theosophischen Gesellschaft werden gewiß auch die Dr. Steiner jährlich zufließenden 30 000 Mark verwendet, die vermögende Gönnerinnen und Gönner ihm für seine Verdienste um ihr eigenes Seelenheil und ihre persönliche Erbauung und nebenbei auch für sein Wirken im Dienste der Theosophischen Gesellschaft zur Verfügung stellen. Es ist nur schade, daß die Welt nichts von den Resultaten hört, die aus der Verwendung dieser doch nicht eben unbeträchtlichen Summen im Interesse der Theosophischen Gesellschaft sich ergeben müßten, wie man von den Erfolgen der Point-Loma-Kolonie hört. Es ist sehr schade!

An Dr. Steiners persönlicher Bedürfnislosigkeit, abgesehen davon, daß er Eisenbahnfahrten nur erster Klasse erledigt und auf seine

Reisen eine Dame mitnimmt, die ihm die Speisen bereiten muß, ist nicht zu zweifeln. Um so mehr muß man sich über das spurlose Verschwinden der ihm zufließenden Summen wundern. Doch vielleicht befolgt Dr. Steiner bei der Verwendung der Gelder den Grundsatz, daß die Rechte nicht wissen dürfe, was die Linke tue. Dieser christliche Verzicht auf jegliches Lob mutet allerdings etwas seltsam an bei seiner sonstigen Neigung, seine Eigenschaften und Fähigkeiten stets in das hellste Licht zu setzen.

Steiner liebt die hohenpriesterliche Gebärde, in seinen Vorträgen und in seinen Schriften. Es ist nicht ohne Eindruck, wenn auf der Rednerbühne der hagere Mann die dunkelglühenden Augen zur Decke richtet, das strähnige schwarze, in die Stirn fallende Haar mit einer ruckenden Kopfbewegung zurückschleudert und die gelblichen schlanken Hände wie segnend hebt. Diese Pose hat Stil. Und ihr entspricht seine Stimme, die von suggestiver Eindringlichkeit ist und die die wunderbaren Tatsachen, die er erwähnt, seinen Zuhörern in einer Weise nahebringt, die man nicht überzeugend nennen kann, wohl aber als überredend bezeichnen muß. Es ist begreiflich, daß das Eigene seiner Erscheinung, seines Vortrages und des von ihm Gelehrten ihm die Zuhörerinnen, aber auch manchen Zuhörer geneigt macht. Der Erfolg eines Redners beruht ja oft auf ganz anderen Umständen, als auf dem Wahrheits- oder sagen wir nur Wahrscheinlichkeitsgehalte seiner Darlegungen. Ein geschickter Redner vermag dem Publikum das Absurdeste glaubhaft zu machen, wenn er es nur recht zu packen weiß. Und das versteht Steiner.

Die Manier seiner Vorträge überträgt er auch in seine Schriften. Der Stil ist hier mäßig, weshalb das Pathos des „Wissenden“ dem man nicht allzuseiten begegnet, um so unangenehmer auffällt. Was man im Vortrag um des künstlerischen Genusses willen sich gefallen läßt, das berührt schwarz auf weiß mehr als peinlich. Merkwürdigerweise sind seine gedruckten Ansprüche auf eine geistige Ausnahmestellung, nicht nur innerhalb seiner Gesellschaft — die könnte man ihm wohl einräumen — sondern auf eine besondere Position auch gegenüber der übrigen Welt, der Vermehrung seiner Klientel nicht hinderlich. Steiner behauptet nicht mehr und nicht weniger, als ein von göttlicher Weisheit berufener Lehrer der Menschheit zu sein. Oder was sollen sonst die Sätze besagen: „Die menschlichen Eingeweihten sind heute die Vermittler zwischen dem Volke und den höheren Mächten.“ Sie sind „äußerlich genommen Menschen unter Menschen. Allerdings aber verblieben sie im Zusammenhange mit den höheren

Welten, und die Offenbarungen und Erscheinungen der Götterboten dringen zu ihnen. Nur ausnahmsweise, wenn sich eine höhere Notwendigkeit ergibt, machen sie Gebrauch von gewissen Kräften, die ihnen von dorthier verliehen sind. Dann vollbringen sie Taten, welche die Menschen nach den ihnen bekannten Gesetzen nicht verstehen und daher mit Recht als Wunder ansehen¹⁾. Das zielt einerseits auf Christus, andererseits auf Blavatsky und auf ihn selbst. Denn in der Einleitung der gleichen Schrift heißt es über das Lesen in der *Ufascha-Chronik*: „Dem Menschen sind die Wege zur Wahrnehmung des Ewigen offen. . . . Auf einer gewissen hohen Stufe seiner Erkenntnisfähigkeit kann er auch zu den ewigen Ursprüngen der zeitlich vergänglichen Dinge dringen. . . . Dann vermag er zu schauen. . . . Diese Geschichte ist allerdings mit anderen Buchstaben geschrieben als die gewöhnliche.“ Bei ihrer Wiedergabe „macht man daher leicht auf die Uneingeweihten . . . den Eindruck eines Phantasten, wenn nicht einen noch schlimmeren“²⁾. Mit diesem Satze wird also ausgesprochen, daß der Leser der *Ufascha-Chronik*, in diesem Falle Steiner, zu den Eingeweihten gehöre. Er bekräftigt das, wenn er wenige Seiten weiter sagt: „Über die Quellen der hier zu machenden Mitteilungen bin ich heute noch verpflichtet, Schweigen zu beobachten. . . . Aber es können Ereignisse eintreten, die auch eine Sprache nach dieser Richtung hin sehr bald möglich machen. Wieviel von den Erkenntnissen, die im Schoße der theosophischen Strömung verborgen liegen, nach und nach mitgeteilt werden darf, das hängt ganz von dem Verhalten unserer Zeitgenossen ab“³⁾.

Mit anderen Worten: Dr. Rudolf Steiner gehört zu den Eingeweihten, zu den „Lehrern auf den höheren Gebieten“, wie er es in seiner „*Theosophie*“ nennt. Diese Eingeweihten vermitteln die Verbindung mit den Menschen und dem geistigen Grunde der Welt, sie sind die Führer der Menschheit und messen den Menschen das Wissensquantum zu, das diese sich durch „Fleiß und gutes Betragen,“ wozu vor allem Vertrauen in die Einsichten der Eingeweihten gehört, erwerben müssen. Kann es da Wunder nehmen, wenn die von der Anwesenheit des Eingeweihten in ihrer Mitte beglückten Mitglieder der theosophischen Logen dem Anspruch ihres Lehrers wohl weit über dessen Erwartungen gerecht wurden, indem sie von ihm, als „dem großen Lehrer“ mit ehrfurchtsvoller Scheu reden und den verwundert

1) Steiner, *Unsere atlantischen Vorfahren*. Berlin 1909, S. 60.

2) Ebenda S. 4—6.

3) Ebenda S. 9—10.

aufhorchenden Unbefangenen unmißverständlich andeuten, daß dieser Mann Christus, ja mehr als Christus ist. Es sind nicht Einzelne, die dieses Glaubens leben, nicht nur erotisch-umnebelte Frauen, denen man solchen krausen Wahn verzeihen könnte. Ganze Gruppen, und darunter Männer, denen man im gewöhnlichen Leben alles andere als Schwarmgeisterei nachsagen kann, teilen diese seltsame Meinung. Das wäre freilich noch kein Grund, gegen denjenigen einen Vorwurf zu erheben, auf den sich diese Meinung erstreckt. Denn die Menge vergöttert gern ihre Führer und erhöht sie über Gebühr. Jeden talentierten Redner halten seine Parteigenossen für ein Genie und es ist menschlich verzeihlich, wenn er sie in diesem Irrtum läßt, ja wenn er allmählich dazu kommt, ihren Glauben an seine eigene Bedeutung zu teilen. Doch von dem Anspruch, ein menschliches Genie, bis zu dem, ein übermenschlicher Mittler zu sein, der nur das Kleid des Menschen trägt, ist ein weiter Schritt. Ihn kann nur ein Wahnsinniger oder ein Charlatan machen. Der eine wird seinen Anspruch mit aller Intensität, die eine fixe Idee verleiht, erheben und hartnäckig verteidigen, der andere wird jede allzu gerade und offene Erklärung eines Dritten über seine vermeintliche wahre Bedeutung mit der Miene der Bescheidenheit ablehnen, aber er wird dem geheimen Geiraune, das ihn weit über seinen wahren Wert vergötzt, nicht entgegengetreten. Dr. Steiner tritt dem Gemunkle seiner Anhänger nicht nur nicht entgegen, sondern er gibt ihm recht, wenngleich mit vorsichtigen, die ihm zugelegte Würde flug umschreibenden und doch deutlich bezeichnenden Sätzen.

Bei jeder Gelegenheit betont er seine hohe geistige Stellung, so wenn er fordert, daß das Verständnis für seine Mitteilungen „erarbeitet werden müsse“, oder wenn er erklärt, daß dem „Seher mit dem geöffneten geistigen Auge die vergangenen Leben wie ein aufgeschlagenes Buch als Erlebnis vorliegen“ und daß er „die Welt der Empfindungen eines anderen Wesens im geistigen Anblick wahrzunehmen“¹⁾ vermag. Aber das genügt noch nicht, er verkehrt auch „auf höheren Planen“ mit der Meisterin, Blavatsky, „zu der alle, die wissen, aus wahrer Erkenntnis aufschauen“.²⁾

Es ist merkwürdig, wie blind die meisten Menschen gegenüber dem Charlatanischen dieser Phrasen sind. Sie machen sich nicht klar, wie wenig der befähigt erscheint zu einem „Verkehr auf höheren

¹⁾ Teosophie, S. 71 und 26—27.

²⁾ Nahar, VII. 5.

Planen“, der es fertig bringt, sich dieses Vorzuges öffentlich zu rühmen und der sich seiner rühmt, um seine Stellung und ihre Erträgnisse zu sichern. Angenommen, ein solcher Verkehr sei mehr als eine Phantastie, mehr als das Gebilde bestimmt gefärbter, lebhafter Einbildungskraft, so ist es jedenfalls ein Vorgang, den deutlich zu machen, ungemein schwer ist. Es ist ein Erlebnis von einem so zarten und innerlichen Charakter, daß ein feinführender Mensch es niemals zu einer Reklame für seine Schergabe oder seine besondere Bewährung erniedrigen würde. Schon darum würde er jede Berufung auf diesen Vorgang scheuen, weil er wegen seiner subjektiven Natur keinen objektiven Beweis bietet. Freilich das Beispiel und der Erfolg Blavatskys mit ihren Mahatmas hat ansteckend gewirkt. Nur ist zwischen Blavatsky und Steiner ein Unterschied. Blavatsky neigte ihrer ganzen Veranlagung nach zu Visionen und Bewußtseinspaltungen; ihre „Führer“, diese Personifikationen ihres Unbewußten, nahmen, bei zum wenigsten teilweise verdrängten Wachbewußtsein, wie bei jedem anderen Medium auch, von ihr Besitz, nahen ihr im Traum, oder erschienen ihr, wenn es hochkam, genau wie einem katholischen Ekstatiker Christus oder die Jungfrau Maria oder einem indianischen Mediziner die Phantomen seiner Dämonen erscheinen. Steiner aber besitzt nicht den Mangel an psychologischer Schulung, den man Blavatsky zu gute halten muß. Er kam von der Philosophie und Ästhetik zur Theosophie, sein philosophisch geschultes Gewissen hätte ihn daher von derartigen Gaukelstücken zurückhalten sollen und sein ästhetisches Gefühl hätte ihn, wenn er es besäße, vor einer solchen geschmacklosen Entgleisung bewahren müssen. Aber es scheint, als hätte ihn sein Führertum beider beraubt und ihm nichts gelassen, als pathetische Rhetorik, gewandte Dialektik und die suggestive Geste.

Eigene Vorliebe, wie ein instinktives Erkennen dessen, was seinen Absichten förderlich ist, ließen ihn, wie es auch Besant tat, den vorwiegend indischen Charakter der Blavatskyschen Theosophie dem abendländischen Empfinden durch stärkeres Herausarbeiten der gnostisch-christlichen Züge annähern. Man hatte in der Zwischenzeit erkannt, daß Blavatskys allzuheftige Kirchenfeindlichkeit und ihre Berufung auf die stellenweise recht atheistischen Sätze brahmanistischer und buddhistischer Philosophie ein gewisses Hindernis für die Ausbreitung der Theosophischen Gesellschaft bildeten. Es ist verständlich, daß man

diesen Schaden zu beheben suchte. Besant schrieb ihr „Esoterisches Christentum“ und Steiner sein „Christentum als mystische Tatsache“, womit die Theosophische Gesellschaft in eine neue Phase der Entwicklung trat.

Von jetzt ab, wenigstens soweit die deutsche Sektion in Frage kommt, drückte ihr Steiner den Stempel seines Geistes auf. Die Mitglieder der deutschen Logen kennen nur noch ihn, er hat Blavatsky und Besant übertrumpft. Seine Kurse sind der Angelpunkt im Leben seiner Anhänger. Nicht genug, daß sie sich um ihn scharen, wenn er auf seinen Vortragsreisen ihren Wohnsitz aufsucht, um in heftigen Ausfällen bei den öffentlichen Vorträgen die Wissenschaftler zu bekämpfen und die Geistesforschung durch Hellsehen und Intuition als das einzig Wahre hinzustellen, sie folgen ihm auch, jeder, soweit es seine Mittel irgend gestatten, von Ort zu Ort, logieren möglichst in dem gleichen Hotel mit ihm und suchen jede Stunde des Tages in seiner Nähe zu verbringen. Die eifrigsten Jünger sind selbstverständlich die Frauen. Sein Bild ist ihr Idol. Ist es gar durch seine Unterschrift geweiht, dann behandeln es manche, als sei in ihm der Weltgeist selber gegenwärtig.

Dieser Kult müßte zum Lachen reizen, wenn er nicht seine sehr ernstesten Seiten hätte. Denn er ist keineswegs nur der religiös aufgeputzte spielerische Zeitvertreib erotisch unzufriedener Frauen, es erscheint vielmehr vielen Männern nicht unwürdig, sich an der Verehrung des „großen Lehrers“ zu beteiligen. Immerhin brauchte man Kult und Wallfahrten nicht tragisch zu nehmen, wenn die um Steiner sich sammelnden Menschen durch ihn einem ethisch vertieften und bereicherten Leben zugeführt würden. Aber in diesem Punkte versagt sein Einfluß und der seiner Lehren völlig. Ja, wenn wir diese Lehren recht betrachten, können sie einen solchen Einfluß auch gar nicht entfalten, denn sie richten sich ausschließlich an den Einzelnen und bekümmern sich um das Heil seines Nächsten erst in zweiter Linie.

Mit Blavatsky sagt auch Steiner, daß das Individuum zu seiner Entwicklung auf der Erde sei. Der Endzweck des Entwicklungsprozesses ist, wie wir bereits erfahren haben, daß das Ich sich bewußt in den Dienst des Weltgeschehens einfügt. Dazu aber verhilft ihm einzig die Erkenntnis seines wahren Wesens. Es muß sich klar werden, daß es nicht nur Leib, nicht nur materiell bedingte und vollendete Erscheinung ist. In ihm wohnt ein Etwas, das sich in Wünschen und Streben, in Kräften und Vermögen äußert, das Gaben und Fähigkeiten entfaltet, Kenntnisse sammelt und Wahrnehmungen

macht, und das durch seine Taten über den Bestand seiner äußeren Form hinaus dauert. Philosophische und religiöse Systeme aller Zeiten haben die Weiterexistenz dieses Etwas behauptet und mehr oder weniger wahrscheinlich gemacht, andere Theoretiker haben sie mit nicht minder guten Gründen bestritten. Aber noch keine Lehre hat das im Menschen unzweifelhaft vorhandene Geistige in einem solchen Maße materialisiert, als es die Udyar-Theosophie tut. An sich wäre dagegen nichts einzuwenden. Denn wir haben uns bereits daran gewöhnt, daß für unsere Begriffe immer noch immaterielle Kräfte wie die Elektrizität materielle Wirkungen entfalten, ja wir haben uns nach den Untersuchungen Sidwicks, Lombrosos, Naum Kotiks über Gedankenübertragungen mit dem Umstande befreundet, dem Gedanken nicht nur psychische, sondern auch physische Eigenschaften zuzusprechen, da anders die fraglichen Phänomene, wenn sie ohne Berührung zu Stande kommen, nicht erklärbar sind. Warum sollten wir dann zurückschrecken, uns das Geistige geformt vorzustellen? Freilich wäre das eine Form, die nahezu wieder an das Formlose grenzt. Ein fatales, ja gewissermaßen geradezu widerliches Bild. Immerhin der Widerwille wäre zu überwinden.

Aber nicht genug damit, daß die Udyar-Theosophie das Geistige im Menschen materialisiert, sie zerreißt auch seine Einheit. Die alte religiöse Meinung kannte nur eine Dreiheit, Leib, Seele und Geist, und diese Dreiheit war, wenigstens während des irdischen Daseins, untrennbar. Aber schon Blavatsky zerlegte diese Dreiheit in eine Siebenheit und Steiner hat sie sogar zu einer Neunheit erweitert. Jede menschliche Regung wird von allen anderen abgespalten und ihr ein besonderer Sitz verliehen. Auch die Tiere und Pflanzen werden ebenso wie die Menschen durch ihre Regungen für Steiner in ebensoviele Leiber und Seelen zerteilt. Tiere und Pflanzen können sich noch glücklich schätzen, denn an ihnen, die selbstverständlich tief, tief unter dem Menschen stehen, wird die Kunst des Haarspaltens noch in minderer Weise geübt, als an der „Krone der Schöpfung“. Denn bei jeder neuen Funktion desselben Objektes schaut Steiner ein durchaus neues Wesen. Da werden die den Körper durchpulsenden, ihn erhaltenden oder zerstörenden Kräfte zum „Kraftleib“, die Empfindungen werden zur „Empfindungsseele“, die noch in den ihr untergeordneten „Begierdenleib“ ausstrahlt. Verstand und Bewußtsein erscheinen getrennt als „Verstandes- und Bewußtseinsseele“ und jede umkleidet sich mit einer gewissen, wenn auch immer feinstofflicher werdenden Form. Die Bewußtseinsseele ist mit dem „Geisteselbst“ verbunden, d. h. mit

dem, was man gemeinhin Selbstbewußtsein nennen würde. Dieses Selbstbewußtsein wird durch den „Lebensgeist“ erhalten und beide ergeben mit dem höchsten dritten dem „Geistesmenschen“, diesen selbst. Jeder der drei Unterabteilungen, den Leibern, Seelen, und Geistern des Menschen, aus denen er sich nach der Steinerschen Auslegung zusammensetzt, entsprechen nun auch eine Leiber-, Seelen- und Geisterwelt. Sieben Regionen sind in jeder, die sich wie die Leiber, Seelen und Geister des Menschen durchdringen, verweben, die aber alle das Individuum in seinen verschiedenen Formen durchwandern muß. Und ist dieser Prozeß vollendet, dann dauert es nicht lange, die Ungeduld packt es und es gleitet sacht durch alle Regionen und Welten wieder hinunter, bis auf diese Erde, wo es aufs neue anhebt sich zu entwickeln.

Durch sonderbar verworrene, und man kann sich dieses Gedankens nicht erwehren, absichtlich verwirrte Bilder werden hier philosophische Einsichten ausgedrückt, die gewiß nicht neu, aber an sich bedeutend genug sind, um wiederholt zu werden. Freilich, würde das alles in einfacher, schlichter Sprache gesagt, es würde nicht die Bewunderung finden, die es jetzt erregt, wo es mit tiefstönenden, verschleiern den Worten vorgetragen wird.

Es ist unbestreitbar wahr, daß das individuelle menschliche Dasein nach seinen Begierden, wie nach seinem idealen Streben weit über den Tod des Leibes hinausreicht. Ebenso wahr ist es, daß der Mensch sich durch Hingabe an seine Begierden keinen Ruhm und nur schnell verrauschenden Genuß erwirbt, wohl aber sich und anderen mit den üblen Folgen seiner auf materielle Güter gerichteten Genußsucht böse Stunden in Menge schafft, Stunden, die ihm in der Erinnerung nachgehen als seufzende Gespenster und die wie Sendlinge der Finsternis sein Andenken überschatten. Und nicht minder wahr ist es, daß unsere guten Taten nicht nur eine Freudenquelle sind, sondern auch ein Licht entzünden im Herzen derer, die wir liebten und denen wir gut taten, und daß dieses Licht in ihrem Gedächtnis nicht erlischt. Ja mehr, ihre Hand reicht es weiter und es bleibt ein Wissen von uns und unserer Liebestat, das aufs neue Liebe zu erwecken vermag. Das ist die Ewigkeit, die uns ein edles Leben sichert.

Ist es nötig, diese Weisheit mit alten, überallher geborgten Flickern und Lappen zu behängen und ekstatische Aussprüche des Paulus und dichterische Gleichnisse des Parazelsius als Beweise für ein System anzurufen, dessen Ordnung nur Unordnung stiftet. Auf Schauungen, diesen Erlebnissen entzückter und begeisterter Seelen, läßt sich kein

System aufbauen, ohne daß man die seelischen Eindrücke vergewaltigt. Mit der Seele, dem Gefühl, ist keine Wissenschaft, auch keine Geheimwissenschaft zu treiben, ihr Gebiet ist das des Glaubens. Solange sie sich auf dieses Gebiet beschränkt, bleibt sie in ihrer Freiheit und es ist kein Einwand zu erheben gegen die Gewisheiten, die sie sich aus Gesichten holt. Derartige Visionen sind ja nicht allzu selten und noch jeder fromme Glaube hat sie seinen Dienern beschert. Die Heiligen der katholischen Kirche und die Erweckten des Protestantismus haben gleicherweise Einblicke in die „höheren Welten“ getan. Ihrer gedenkt jedoch Steiner in seiner „Geheimwissenschaft“ nicht. Diese Verschweigung dürfte nicht ohne Grund geschehen. Denn diese „Seher“ hüteten sich, aus ihren seelisch-geistigen Erlebnissen verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, wie sie Steiner braucht, um Blavatskys und sein System zu stützen. Sie waren auch nicht der Meinung, die „höheren Welten“ erforschen zu können, noch viel weniger hielten sie ihre Schauungen für Methoden einer wissenschaftlichen Forschung, mit deren Hilfe man nach Analogie der Naturwissenschaft, die unser Wissen über die materielle Welt klärt, die „höheren Welten“ ergründen kann. Sie wußten zu gut, daß ihre Einblicke in eine seelisch-geistige Welt ihnen gewissermaßen nur Symbole dieser Welt vor das innere Auge führten, und daß sich in diesen Symbolen das Wesentliche jenes Zustandes wohl klar für das Gefühl aussprach, nicht aber für den Verstand.

Steiner folgt auch nicht dem Beispiele Swedenborgs, der seine Leser genau über jede begleitende Einzelheit seiner Visionen unterrichtet und sie damit in den Stand setzt, sich selbst ein Urteil über den Wert der Gesichte zu bilden. Steiner destilliert lediglich aus seinen seelisch-geistigen Erfahrungen, wenn wir an diese glauben dürfen, eine Weltanschauung, deren Quellen, obwohl er sich ständig auf sie beruft, er doch ängstlich verbirgt. Die Frage nach ihnen wird mit dem Hinweis erledigt, daß jeder selbst auf dem geheimnisumhagten „Pfade der Erkenntnis“ zu ihnen vordringen könne. Dieser Pfad aber lenkt bald von wirklich bedeutsamen Zielen ab. Was hilft dem Menschen die Entfaltung seiner noch brachliegenden und unerforschten Seelenkräfte, was hilft ihm der Blick in über- oder untergeordnete Sphären dieser Welt, solange er nicht angehalten wird, dazu beizutragen, mit seinen jetzigen und künftigen Mitteln und Gaben dieses Dasein im allgemeinen erträglicher zu gestalten. Doch an Formeln, die die hochgepriesenen Einsichten zum allgemeinen Nutzen verwerten lehren, ist Steiners Dogmatik arm. Die Sittlichkeit der Menschen wird also durch diese Erfahrungen nicht gesteigert und — da die sie Erlebenden, die

„Eingeweihten“ es ablehnen, sie objektiv darzulegen, wird auch die Wissenschaft nicht bereichert. Subjektive Erlebnisse, wie es Gesichte und Schauungen nun einmal sind, lassen sich nur vom Gesichtspunkte der Psychologie aus wissenschaftlich verwerten. Werden sie aber, wie es seitens der Adyar-Theosophen geschieht, dieser Verwertung geflissentlich entzogen, dann sollte man sie der Welt nicht als wissenschaftliche Ergebnisse aufstischen.

Wissenschaft ist nur das, dem wir mit dem Denken und mit der Vernunft nahe kommen können, dem wir nicht auf geheimnisvollen Wegen nachschleichen, sondern dem wir am lichten Tage auf offener Straße vor aller Augen nachgehen können. Den „Eingeweihten“ alle Ehre und Dank, wenn sie uns von der Heimat der Seele in erhabenen Worten sprechen, wenn sie uns deren Sehnsucht nach den Tiefen ihrer selbst enthüllen und wenn sie uns über die Aufgaben des Geistes in diesem Leben belehren, aber sie mögen davon absehen, ihr Glauben als Wissen zu bezeichnen.

Nur das ist Wissenschaft, was von jeder Subjektivität befreit, allen erkennbar ist. An die Reinkarnation des individuellen menschlichen Wesenfernes kann man glauben, man kann zufolge logischer Schlüsse ihre Wahrscheinlichkeit vertreten, ja der Einzelne kann aus Ursachen einer persönlichen Erfahrung sie für wahr halten, aber er kann sein Fürwahrhalten nicht Wissen nennen. Das ist es erst, wenn seine Überzeugung allgemein durch jedem zugängliche Beweise geteilt würde. Doch wozu die Reinkarnation? Sie ist nicht nötig, um ethische Forderungen aus der Adyar-Theosophie zu ziehen. Der Satz, daß wir uns mit unserm Erinnern an die Vergangenheit, mit unseren Taten an die Zukunft knüpfen, ist wahr auch ohne Reinkarnation, und das Walten des Karma oder des Schicksals ereilt uns auch schon hier, wie wir schon hier die Früchte unseres Tuns ernten, wengleich oft in einer Form, die wir nicht erwartet haben. Die Verwandlung unserer Erlebnisse in Erkenntnisse und die Umschöpfung dieser zu Fähigkeiten brauchen wir nicht in ein Land der Geister zu verlegen, sie vollzieht sich, wie jeder aus eigener Erfahrung weiß, auch in diesem Dasein. Dazu bedarf es keines besonderen „Pfades der Erkenntnis“, wie Steiner ihn empfiehlt. Sein Hinweis freilich, der rät, nicht bei Sympathie und Antipathie den Menschen und Dingen gegenüber und nicht vor Freud und Leid Halt zu machen, vielmehr durch Sympathie und Antipathie und durch Freud und Leid zu dem Wesen des Geschehens selbst vorzudringen, ist wohl zu befolgen. Sicher erkennen wir, wenn wir uns auf unsere Gefühle beschränken, nur

unser Verhältnis zu den Menschen und zu den Begebenheiten, während wir doch wünschen müssen, sie, soweit dies möglich, an sich kennen zu lernen. Und wenn in diesem Sinne Steiner Sympathie und Antipathie, wie Freud und Leid „Seelen- und Geistesaugen“ nennt, stimmen wir ihm gerne zu. Aber wenn er weiter mysteriöse neue Fähigkeiten und noch „höhere Erfahrungen“ in Aussicht stellt, so entwertet er mit diesem Magikergebaren das, was an seinen Darlegungen echt und bedeutsam ist.

Wie bei Blavatsky findet sich auch bei ihm manche Weisheit, mancher kluge Rat und manche gute Vorschrift, aber sie verlieren sich, wie bei ihr so bei ihm, in dem Wust des Abenteuerlichen, der um sie hergehäuft ist als Lockmittel und Anreiz. Jede ethische Anweisung, die gegeben wird, ertrinkt in dem Schwall der Schilderungen und Beschreibungen abseitiger Daseinsformen, die diesem Leben folgen sollen. Steiner selbst sagt, daß die Geschehnisse, die wir nicht leiblich wahrnehmen, sich eigentlich nicht beschreiben lassen. Denn es wird „geschaut“, „was an den Ereignissen nicht sinnlich wahrnehmbar ist Unsere Sprache aber ist auf die Sinnenwelt berechnet. Und was man mit ihr bezeichnet, erhält sogleich den Charakter dieser Sinnenwelt.“ Es werden also mit unpassenden Mitteln Schilderungen geboten, die eben wegen dieser ungeeigneten Mittel der Wahrheit des übersinnlichen Geschehens — dieses zugestanden — nicht gerecht werden. Wir bekommen ein falsches Bild. Wozu aber ist dies von Nutzen? Es ist nur Befriedigung einer Neugierde, die es sich nicht genügen lassen mag, an dem allgemeinen Wissen, die sich in dem Hochgefühl blähen will, über ein geheimes, nur Auserwählten zugängliches Wissen zu verfügen. Das Eigentümliche daran aber ist, daß die Schätze dieses vermeintlichen Wissens, die doch nach Steiners Definition das nicht sinnlich Wahrnehmbare der Ereignisse enthalten müßten, durchaus nur Vorgänge umfassen, die wunderbar, exotisch, farbenglühend, monströs, ethisch aber meist vollkommen indifferent sind und nichts enthalten, was sie über das sinnlich Wahrnehmbare hinaushebt. Und wo sich ein sittlicher Begriff darzustellen scheint, wie in den seelisch-geistigen Entwicklungsphasen, die nach Steiner das Ich nach dem Zerfall des Leibes durchlaufen muß, da erkennen wir, daß es sich nur um eine phantastisch aufgepußte, symbolisch dramatisierte, bekannte Wahrheit handelt.

Es ist also nichts mit der Geheimwissenschaft, die man unter dem Decknamen Theosophie zu propagieren sucht. Echte Theosophie kennt keine Geheimnisfrämerei, kennt keine besonderen Pfade der Erkenntnis,

die sich lehren lassen. Ihr Gebot ist: suchet, so werdet ihr finden, bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgetan. Aber dies alles geschieht nur dem, der demütigen Sinnes sucht, bittet und anklopft, der, wie Jakob Böhme fordert, alle Abgötter und Bilder zuvor in sich zerbrochen hat. Die wahre Theosophie weiß darum auch nichts von Leibern, Seelen und Geistern des Menschen, weiß nichts von deren Welten, nichts von Lemurien und Atlantis, nichts von Planetenrunden und von Vor- und späterem Leben, ihre Absicht ist nur eine, ihre Jünger zu Gott ziehen und Gott in ihnen wirksam werden zu lassen. Ihre Schüler trachten nicht nach geheimem Wissen, sie heißen gleich Angelus Silesius:

Weg, weg ihr Seraphim, ihr könnt mich nicht erquicken,
 Weg, weg ihr Engel all und was an euch tut bicken,
 Ich will nun euer nicht: ich werfe mich allein
 Ins ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein.

Der wahre Theosoph erstrebt nichts anderes, als sich ganz von der göttlichen Liebeskraft und Gewalt durchglühen zu lassen und mit ihr seinen Nächsten zu dienen.

Wohl spricht auch die Adyar-Theosophie von der Aufopferung der Persönlichkeit, aber diese erfolgt lediglich im Dienste des individuellen Ichs, um dieses von den Schlacken des Irdischen zu reinigen. Das Ziel der Adyar-Theosophie ist nicht das Heil des Andern, sondern das des eigenen individuellen Geistes. Der Adyar-Theosoph gleicht darin dem Frömmeler, der ängstlich um das Wohlergehen seiner Seele besorgt ist, und lieber eine Tat zu wenig als zu viel tut, wenn er fürchten muß, mit dieser Tat vielleicht einem Unwürdigen zu helfen, und meint, sich dadurch den Himmel zu verscherzen. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen, aber sie sind dünn gesät. Die meisten Mitglieder der theosophischen Logen verschmähen es, „in die niederen Ideenkreise“ hinabzusteigen, wie es einmal im „Dahan“ hieß, sie fürchten, aus ihren Illusionen gerissen zu werden, wenn sie sich um das wirtschaftliche und soziale Elend kümmern. Wozu auch? Not und Leid sind ja nur verkappte Segnungen, die den unter ihnen Seufzenden auf den „Pfad der Erkenntnis“ stoßen. Es ist Karma, das sich der Betreffende selbst geschaffen hat in einem früheren Dasein und dessen Wirkungen man ihn nicht entziehen darf. Wozu also seine Kräfte verschwenden und das „Martyrium“ auf sich nehmen, einer „Moral nachzuleben“¹⁾, die lediglich mit den augenblicklichen irdischen

¹⁾ Dahan, 1900, IV, S. 54 ff.

Verhältnissen rechnet. Der „Eingeweihte“ schaut über diese Begrenzung hinaus und beruhigt sich über die derzeitige Notlage seiner Mitbrüder mit dem Gedanken, daß die bitteren Erfahrungen ihnen für ein zukünftiges Leben von Nutzen sind. Und einer der Adyar-theosophischen Imperative lautet: „Bekümmere dich nicht um andere Personen, denn das große Gesetz erhält und erzieht sie alle auf die schnellste, zweckmäßigste und vollkommenste Art und Weise.“¹⁾

Alle Lehren der Adyar-Theosophie gehen nur den Einzelnen an, sie besitzt keine, die sich auf die Gemeinschaft der Menschen beziehen, außer der, die die allgemeine Bruderschaft dekretiert. Aber dieser Satz ist wertlos, wenn er nicht, wie in Point Loma, nachdrücklich in die Praxis umgesetzt wird. Das ist aber nicht möglich, wenn man, wie Steiner die Anschauung vertritt, daß geistig jeder Mensch ein Wesen für sich, d. h. von allen anderen Menschen grundsätzlich unterschieden sei. „Durch ihre physische Gestalt“, heißt es bei ihm, „unterscheiden sich die Menschen von ihren tierischen Mitgeschöpfen auf der Erde. Aber sie sind innerhalb gewisser Grenzen in bezug auf diese Gestalt untereinander ähnlich. . . . So wie die physische Ähnlichkeit der Menschen klar vor Augen liegt, so enthüllt sich dem vorurteilslosen geistigen Blicke die Verschiedenheit ihrer geistigen Gestalten. — Es gibt eine offen zutage liegende Tatsache, durch welche dies zum Ausdruck kommt. Sie besteht in dem Vorhandensein der Biographie eines Menschen. . . . Wer über das Wesen der Biographie richtig nachdenkt, der wird gewahr, daß in geistiger Beziehung jeder Mensch eine Gattung für sich ist.“²⁾ Von einer Vererbung geistiger Eigenschaften will Steiner nichts wissen. „Es gehört zu den bedenklichsten Vorurteilen, wenn man die geistigen Eigenschaften eines Menschen durch Vererbung von Vater oder Mutter oder anderen Vorfahren erklären will.“³⁾ Er beruft sich darauf, daß Goethe sein Genie nicht von seinen Eltern geerbt habe, und erläutert Goethes bekannten Vers:

„Dem Vater hab ich die Natur,
Des Lebens ernstes führen,
Dem Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabulieren“

dahin, daß er von Vater und Mutter nur die Neigungen und Leidenschaften geerbt habe, die durch die „Empfindungsseele als Vererbungsträger“ übertragen werden. D. h. von den Eltern oder den Vorfahren empfängt das Individuum nur Seelisches, nicht Geistiges. Wo aber

¹⁾ „Theosophie“, Jahrg. II. Nr. 7. S. 242.

²⁾ und ³⁾ Theosophie S. 55/56 und 59.

ist zwischen beiden die Grenze? Eine Leidenschaft kann seelisch, aber sie kann ohne Zweifel auch geistig sein. Heftige Neigung zur Mathematik kann man auf jeden Fall nicht als Äußerung seelischer Gefühle ansprechen und doch ist es Leidenschaft. Oder aber: die Ausarbeitung von Gedankenreihen, die eine belehrende Schrift ergeben, ist zweifellos eine geistige Arbeit — dies betont auch Steiner in Betracht seiner Werke ständig — und doch wird diese Arbeit in dem Augenblicke zu einem Ausdruck seelischen Fühlens, wo ihr Urheber, der Wahrheit entgegen, im Dienste irgendwelcher Tendenzen irreführende Schlüsse zieht. Dies tut Steiner, indem er das Genie Goethes als unabhängig von seinen Eltern hinstellt. Gewiß war weder der Rat Goethe, noch Frau Uja ein Genie, aber unbedeutende Menschen waren beide nicht. Goethe hat tief erkannt, was er ihnen zu danken hatte, und daß es die Mischung der elterlichen Wesenseigenschaften war, der sein Genie entsprang. Und so ist es mit der geistigen Persönlichkeit eines jeden, auch jedes genialen Menschen. Mag ihn im späteren Alter nach seiner Weltanschauung und seiner Lebensführung von seinen Eltern eine tiefe Kluft trennen, die selbst die Liebe nicht völlig zu überbrücken vermag, er wird dennoch, wenn er ehrlich ist, nicht leugnen können, daß er nicht als etwas Besonderes auf die Welt kam, sondern daß seine Gaben und Fähigkeiten ihren Ursprung in seinen Eltern oder seinen Vorfahren haben. Freilich oberflächlich darf man bei solchen Betrachtungen nicht zu Werke gehen, dann kann man leicht die entscheidenden Momente übersehen. Bei genauem Zusehen jedoch wird es einem nicht entgehen, daß die Talente der Kinder sich bereits in den Eltern andeuteten.

Wozu aber diese Verfälschung des wahren Tatbestandes? Welchen Nutzen bringt dies der Udyar-Theosophie? Was wird damit bezweckt, daß Steiner das Individuum aus dem Zusammenhange mit allen andern um ihn her reißt? Das geschieht nicht so sehr, um dessen Selbständigkeit darzutun, als es in eine andere Verbindung einzureihen. „Dem erfahrenen Mystiker,“ sagt Steiner, „ist es durchaus bekannt, daß z. B. Vereine, die sich gegenwärtig bilden, ihren Ursprung dem Umstande verdanken, daß die Menschen, die sich zusammuntun, in einer fernen Zeit ein gemeinsames Unglück erlebt haben¹⁾. Wie eine Erläuterung dazu wirkt die Bemerkung Trines, die er in seiner Schrift „In Harmonie mit dem Unendlichen“ an einer Stelle gibt: „Manche Menschen sind geradezu geknechtet durch die Fesseln der Verwandtschaft. Es ist sicher gut, wenn wir dessen eingedenk

¹⁾ Wie Karma wirkt, S. 35.

bleiben, daß unsere wahren Verwandten nicht notwendig die sind, die mit uns durch Bande des Blutes zusammenhängen." In diesem Licht gesehen, in dem sie auch gesehen sein will, bedeutet die Äußerung Steiners für den Einzelnen, den irgend eine Meinung von seinen Blutsverwandten trennt, eine Schmeichelei. Es wird ihm dadurch bescheinigt, daß er sich über die niederen Ebenen ihrer Gedankenkreise erhoben hat. Zugleich aber wird ihm nahegelegt, daß seine Verwandten die sind, deren Ansicht er teilt, für einen Ahyar-Theosophen also die Mitglieder der theosophischen Logen. Der lächerliche Nachsatz, daß diese Menschen durch ein in früherer Zeit erlebtes gemeinsames Unglück zusammenhängen, ist nicht ohne tiefere Absicht gegeben. Das Komische des Gedankens, das in der Vorstellung liegt, das wieder austretende Mitglied habe nunmehr das einstige Unglück nicht mehr miterlebt, wird nur den wenigsten bewußt. Und selbst dann werden sie sich bei der Erklärung beruhigen, daß eben der Austretende nicht in Wahrheit zu der Gemeinschaft gehörte, sondern lediglich ein neugieriger, schnell enttäuschter Mitläufer war. Es ist ja auch ungemein erhebend, sich als zugehörig zu einem Kreise zu fühlen, dessen Interessen weit über die alltäglichen Fragen bis in die fernste Vergangenheit sich erstrecken. Wozu noch lange über die Stichhaltigkeit der Begründung nachdenken? Solches Nachdenken nicht aufkommen zu lassen und das Zugehörigkeitsgefühl zu wecken, zu heben und zu stärken, muß begreiflicherweise eine der wichtigsten Aufgaben der Führer sein. Denn je mehr sich das Denken und Fühlen des einzelnen Mitgliedes der Loge zuwendet, um so mehr löst dieses sich aus den gewöhnlichen bürgerlichen Beziehungen und es wird geneigt, die von ihm geschaffenen oder in seinem Besitze befindlichen Werte in den Dienst der Logenarbeit oder gar zur freien Verfügung der Führer zu stellen. Es scheint sich daher in diesen Sätzen geradezu eine Spekulation auf das Besitztum der Mitglieder anzudeuten, eine Spekulation, die, wenn man die Sammlung für Dr. Steiner, das Fuente-Vermächtnis und das Machtmeister-Legat bedenkt, ungerchnet der weniger bedeutenden Zuschüsse, nicht ohne Erfolg gemacht wird.

Aber noch etwas anderes verbirgt sich in den Sätzen, die die Blutsverwandtschaft zugunsten einer höheren geistigen Gemeinschaft zu entwerten suchen. Diese Sätze müssen ein Verhalten rechtfertigen, das andernfalls vielleicht zu verstehen und aus dem Verstehen heraus zu entschuldigen wäre, aber nicht mehr. Gewiß es ist nichts Ungewöhnliches, daß zwei Eheleute nach Jahren erkennen, wie wenig sie zu einander passen. Andere Lebenskreise haben den Mann in

ihren Strudel gezogen, während die Frau sich ihnen fernhielt. Begibt sich dies im gewöhnlichen Leben, so wird man es, je nach der Form und Art, in der die Trennung zustande kommt, verständig finden oder verurteilen müssen. Wenn aber eine Persönlichkeit wie Steiner, die sich selbst eine besondere hohe geistige Stellung zuspricht und von ihren Anhängern noch weit darüber erhoben wird, ihre einstmals eingegangene eheliche Verbindung negiert und diese Negation mit krausen Lehren zu verteidigen sucht, dann beraubt sie sich jeder Anwartschaft auf Entschuldigung. Vor den Genies, die ihre Frauen nur in den elenden Jahren ihres Lebens zu schätzen wissen, und die, sobald sie aus der Misere heraus sind und anfangen, berühmt zu werden, entdecken, daß die Frau für ihre Ideen kein Verständnis hat, daß sie ihren Höhenflug hemmt, vor diesen Genies wird man nicht allzuviel Achtung übrig haben, wenn man auch sonst ihren Wert deshalb nicht geringer einzuschätzen braucht. Das gilt von Wagner, der an Minna Planer großes Unrecht tat und das gilt noch mehr für einen „Weisheitslehrer“, der die Überwindung der Selbstsucht predigt. Seine geistige Höhe sollte ihn selbst Unverstand ertragen lassen, sei es auch nur um des guten Beispiels willen, das er seinen Anhängern geben würde.

Aber das ist es eben: die Selbstüberwindung des Adyar-Theosophen ist auf die alleräußerlichsten Bezirke beschränkt. Sobald seiner geliebten „Seele“, seinem „göttlichen Geistesfunken“ auch nur der Schatten eines Schadens droht, wird er zum krasssten Egoisten. Sein Egoismus ist um so brutaler, als er nicht durch irgendwelche natürlichen Grenzen sich behindert fühlt, im Gegenteil der Meinung ist, daß er sie überschreiten muß. Und jeder, der seinen Exkursionen auf die „höheren Ebenen“ skeptisch gegenübersteht, und ihm begreiflich zu machen sucht, daß der Mensch vor allen Dingen zuerst auf Erden und in seinen irdischen Verhältnissen allen Pflichten gerecht werden muß, hilft ihm nur zu der erhebenden Empfindung des Märtyrertums. Das leicht verständliche Bestreben seiner Umgebung, ihn vor Verstiegenheiten zu bewahren und einer gesunden Lebensauffassung wieder zu gewinnen, wird von fanatischen Logenleitern als Martyrium ihrer Mitglieder gebrandmarkt.

Immer und immer wieder macht sich die Absicht bemerkbar, den Einzelnen aus dem Kreise der ihm Nächsten zu ziehen, und ihm eine von diesen unterschiedene eigene Stellung anzuweisen. Selbst die angeratene Abstinenz von allem, was mit der menschlichen Physis zu-

sammenhängt, muß diesem Bestreben dienen. Bei dem Adyar-Theosophen ist die Alkoholenthaltung, der Verzicht auf Fleischnahrung, die sexuelle Abstinenz nicht bloß eine Übung in der Beherrschung der Triebe und Leidenschaften und als solche zweifelsohne ein Entwicklungsfaktor, sie wird auch zu einem Zeichen der Besonderheit gestempelt. So erklärt z. B. die Vorsteherin der Leipziger Adyar-Loge: Schon der Abscheu vor Fleisch ist ein Beweis für die höhere Entwicklung der Seele. Der Abscheu vor Fleisch und Alkohol ist aber sittlich genau so indifferent, wie der Fleisch- und Alkoholgenuß. Was diesen Genuß unsittlich macht, ist das Übermaß, mit dem ihm vielfach gefröhnt wird. Der Genuß selbst kann niemals unsittlich sein, nur das sich Verlieren an ihn. Die Bedeutung der Abstinenz liegt denn auch nicht in der geübten Enthaltung, sondern in dem Vorbild, das man den anderen gibt. Aber die Reinheit dieses Vorbildes wird getrübt, wenn des Enthaltfamen sich der Hochmut bemächtigt. Das ist um so fataler, als die Enthaltfameit oftmals durchaus kein Zeichen von Charakterstärke ist. Die Abwendung von den verpönten Genüssen kann auch aus einem konstitutionell bedingten Unvermögen erfolgen, oder sie ist das Resultat einer gewissen Klugheit, die in Erkenntnis der eigenen Schwäche den gefährlichen Reiz vermeiden heißt. Eine solche Besonnenheit ist selbstverständlich durchaus gutzuheißen, aber es kann nicht verlangt werden, daß man sie als Zeichen einer hohen geistigen Bestimmung betrachtet.

Auch in der sexuellen Abstinenz, die von vielen Adyar-Theosophen gepredigt und von manchen geübt wird, kann man ein solches Zeichen nicht erblicken. Hier um so weniger, als die geübte Keuschheit in sehr vielen Fällen nicht ganz ohne bedenkliche Nebenerscheinungen ist. Es spricht sich ein gewisses Raffinement in der häufig beobachteten Tatsache aus, daß die in sexueller Beziehung abstinenten Theosophen einer nahen Freundschaft mit dem andern Geschlecht allzusehr geneigt sind. Der sexuelle Verkehr, auf den sie in der Ehe verzichten, meist nicht zum Vorteil von deren Bestand, zumal wenn der andere Ehegatte ihre Gesinnung nicht teilt, findet ein Äquivalent in dem weitgehende Freiheiten sich gestattenden freundschaftlichen Umgang mit anderen Frauen. Eben weil dieser Umgang nicht zur äußersten Konsequenz fortgesetzt wird, glaubt man, ihn sich ohne Schaden für seine Entwicklung gestatten zu können, und ist dankbar und gern empfänglich für die mehr oder minder großen Sensationen, die dieser freundschaftliche Verkehr bietet und die den üblichen physischen Abschluß des Liebesverkehrs oft leicht entbehrllich machen.

Die Udyar-Theosophie teilt mit der Kirche die Anschauung, daß das den seelischen Fortschritt beeinträchtigende Moment lediglich der Geschlechtsakt ist. Die eine wie die andere beachtet dabei nicht, daß das sexuelle Begehren sich für den Verzicht auf diesen vielfältigen Ersatz schaffen kann. Die menschliche Natur läßt sich nicht unterdrücken, und wo wir glauben, ihr etwas abgehandelt zu haben, da schlägt sie uns ein Schnippchen und kommt uns auf Wegen bei, die wir ihr völlig verschlossen meinten. Das körperlich Sexuelle wird ins Geistige verwandelt, und für die entsprechende physische Befriedigung tritt eine geistige Auslösung ein. Der Religiöse erlebt diese in bezug auf Gott. Ihm ist Gott nicht ein abstrakter Begriff, sondern eine Persönlichkeit. Ihr naht er in Inbrunst, in Verehrung und Bewunderung, ihr bringt er sein ganzes Herz dar. Es ist nur natürlich, daß man Gott, dem Herrn, von dem alles Wissen und aller Friede kommt, die gleichen Gefühle widmet, die man sonst nur für die Geliebte übrig hat. Die wesentlich männliche Qualität des Gottesbegriffes bildet für den Religiösen kein Hindernis. Seine Sehnsucht ist der des liebenden Weibes verwandt, das von dem Gegenstand seines Verlangens überwältigt zu werden wünscht. Und diesen Wunsch erfüllt Gott dem religiösen Ekstatiker ungleich wirksamer. Der den irdischen Begierden feindliche Sinn richtet sich, je entsagungsvoller er in physischer Beziehung ist, um so stärker auf die Vereinigung mit den Gestalten seines Glaubens. Gewiß gibt es auch unter den Religiösen Naturen von kälterem Temperament, die ihre sexuelle Abstinenz weder als ein Opfer noch als Peinigung empfinden und die daher auch nicht in Inbrunst nach dem „himmlischen Geliebten“ sich verzehren, aber sie sind in der Minderzahl. Weit überwiegen jene, deren ganzes Lustbegehren von der physischen Befriedigung ab und auf eine in der Phantasie sich vollziehende psychische gerichtet ist. Nicht immer entbehrt diese der physischen Korrelate.

Was den Religiösen Gott, das ist den weiblichen Mitgliedern der Udyar-Logen der „große Lehrer“. Ihre erotische Unbefriedigtheit spricht sich allerdings nicht so offen aus, wie es ehemals die der unter der Askese des Klosters leidenden Nonnen tat, aber sie rannt sich in aller Heimlichkeit desto fester um den Vergötterten. Auch werden die Verehrerinnen des „Meisters“ nicht, wie ihre Vorgängerinnen in verflossenen Jahrhunderten, den imaginären nächtlichen Besuch des

Angebeteten erleben, wenngleich selbst dies nicht unbedingt auszuschließen ist. Aber nötig ist es nicht. Unser ganzes Geschlecht ist geistig differenzierter, intellektueller als das des Mittelalters. Was diesen Disionen, sind uns Vorstellungen. Die Geißelungen, denen man sich damals unterwarf, um die Qualen des Herrn nachzuempfinden, vermag der Verzicht auf den Fleischgenuß, den der „Meister“ wünscht, gut und gern zu ersetzen. Und indem man sich in den Eisenbahnwagen setzt und ihm nachreist, um ihn wieder und wieder sprechen zu hören und zu seinen Füßen sitzen zu können, überträgt man, meist wohl ohne es zu wissen, das ins Moderne, was eine frühere Zeit ehrfürchtig „die Nachfolge“ hieß. Und man tut es mit der gleichen Befriedigung, wie jene Zeit es tat.

Das ist durchaus begreiflich, wenn man sich den Kreis der Jüngerinnen betrachtet, die sich um den „Meister“ scharen. Die Frauen des „Gefährlichen Alters“ bilden das Hauptkontingent, sie sind die eifrigsten Parteigängerinnen. Enthusiasmierete junge Mädchen fühlen sich ebenso instinktiv von der mystisch-erotischen Atmosphäre des adyar-theosophischen Meistertums angezogen wie ihre alternden Genossinnen. Die Strudel, welcher der Eifer dieser, ihr Schwärmertum und ihr Überschwang erzeugen, verschlingen jegliche Kritik und Überlegung, auch die der männlichen Elemente. Und zieht diese nicht der „Meister“ an, so ziehen die Jüngerinnen, und versagt auch deren Reiz, so lockt es manchen, Meister im Kleinen zu sein, sich bewundern und verehren zu lassen und sich vollkommener, klüger und besser zu dünken, als alle übrigen Träger unserer Kultur. Eine Clique bildet sich auf diese Weise, man beweihträuchert sich gegenseitig, stellt sich auf Postamente und hat für die Augenstehenden, als die Blinden, nur ein mitleidiges überhebliches Achselzucken. Positive Resultate werden kaum geschaffen, umso hartnäckiger hält man an den Einbildungen fest, die man „geistige Entwicklung“ nennt und mit denen man nur eine Entfremdung von allem Natürlichen erzielt.

Objektiv kann daher nur festgestellt werden, daß die Theosophische Gesellschaft weder nach ihren Lehren, noch nach ihren Vertretern, abgesehen von einigen Ausnahmen, geeignet ist, der Menschheit eine gleichmaßen Gemüt wie Geist befriedigende Weltanschauung zu geben. Es ist auch kaum zu hoffen, daß die Theosophische Gesellschaft sich je ihres erhabenen Namens würdig erweisen wird.

Ebensowenig ist das von der neuchristlichen Theosophie unserer Zeit zu erwarten, die schon äußerlich eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Swedenborgische Ideen sind in ihr eine innige Mischung mit offenbarungs-spiritistischen Praktiken eingegangen. Ihr Ursprung schreibt sich von dem Grazer Musiker Jakob Lorbeer her. Zeit seines Lebens war es Lorbeer jämmerlich ergangen. Das unfreiwillige Fasten hatte in seinem Leben eine größere Rolle gespielt als das Essen. Endlich scheint ihm eine Aufbesserung seiner Lage zu winken, er erhält eine Anstellung in Triest. Doch an dem Morgen, da er sich zur Reise bereit macht, vernimmt er eine Stimme in sich, die er als die des Herrn erkennt und die ihm befiehlt: Nimm deinen Griffel und schreibe. Von dieser Stunde an bis zu seinem Tode hat Lorbeer jeden Tag durch Jahrzehnte nach dem Diktat des Herrn geschrieben. Der „Herr“, Christus in seiner Eigenschaft als Gottvater, offenbarte ihm alle Einzelheiten seines Erdendaseins. In langatmigen Gesprächen mit den Erzengeln, den Jüngern und Männern aus dem israelitischen Volke ergeht er sich über die Propheten, Pharisäer, die Sabbathheiligung, aber auch über ganz moderne Dinge, wie die technischen Errungenschaften. Der flache und platte Stil, in dem diese Dinge vorgetragen werden, sucht vergeblich durch Anlehnung an die biblischen Berichte die überwältigende Macht der Bibel zu erreichen. Die Niederschriften sind Produkte eines religiös exaltierten Geistes, der das Dasein, die Weltgeschichte, seine eigene Zeit und die früheren Jahrhunderte in Christus spiegelt und der die Reflexe in weitschweifigen Ergüssen auf das Papier bannt.

Die Unermüdlichkeit Lorbears im Dienste seines vermeintlich göttlichen Auftrages blieb nicht unbelohnt. Sein bescheidener Fanatismus, bescheiden, weil er nichts für seine Person begehrte, warb ihm Anhänger und Nachfolger. Als seiner Hand der Griffel entsank, machte sich Mayrhofer an die Fortsetzung des von ihm begonnenen Werkes, und als auch diesen der Tod abrief, fühlte sich die Bietigheimerin, Johanna Kadner, „die Magd des Herrn“, bewogen, ihre schwache Kraft der Schreibarbeit zu widmen. Eine umfangreiche Sammlung nicht eben schwächiger Erbauungsbücher ist auf diese Weise zustande gekommen. Kaum hatten diese Schriften einen Anhängerkreis gewonnen, so mehrten sich auch die „Vatermedien“, d. h. die Personen, die unter dem Einflusse des „Herrn“, ähnlich den spiritistischen Medien, schreiben oder sprechen. Mit den verschiedenen Vatermedien war aber auch der Anlaß zur Spaltung in der Bewegung gegeben. Während die Bietigheimer Gruppe an den Lehren Lorbears festhält, die in ethischer

Beziehung gänzlich auf dem Boden der Evangelien stehen, bekennt sich die Budapester Richtung unter Führung der Baronin Adelma von Day zur Reinkarnation. Frau von Day ist selbst Medium und überzeugt, daß sie im Mittelalter in Würzburg als Heze verbrannt wurde. Zur Belohnung für das damals ausgestandene Leid ist sie in diesem Leben wiederum mit der Gabe der Mediumschaft ausgerüstet worden, nur daß ihr jetzt diese psychische Fähigkeit nicht zum Unheil, sondern zum Heil ausschlägt.

Irgendwelche Propaganda wird von den neuchristlichen Theosophen nicht getrieben, wenigstens nicht in nennenswerter Weise. Die Anhänger Lorbeers gehören, zumal soweit die Vietigheimer Richtung in Frage kommt, meist den einfachen Ständen an. Sie sind bestrebt, ohne großes Aufsehen durch das Dasein zu gehen und treu ihre Pflicht zu tun, indem sie ihren täglichen Aufgaben und den Geboten des Herrn gerecht werden. Außer ein wenig Bigotterie und einer bisweilen allzu naiven und darum auch für Dritte mitunter verhängnisvollen Gläubigkeit kann man diesen harmlosen Seelen keinen Vorwurf machen. Sie sind die idealistischsten unter den modernen Theosophen, denn sie befolgen noch das Christuswort: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Die Udyar-Theosophie, die für diesen Grundsatz wohl theoretische Anerkennung hat, ihn aber praktisch nur sehr selten befolgt, wird übertrumpft von der Christian science, dem Mazdaznan und den Lehren Trines, Brauns und dem Neugedankensystem. Der noch am ehesten wahrhaft theosophisch Gesinnte ist Trine, aber auch in seinen Schriften nehmen die Anweisungen zur Erzielung äußerer Erfolge einen reichlich breiten Raum ein. Braun, der in seiner vielgelesenen „Bemeisterung des Schicksals“ noch ganz unter dem Einflusse Trines steht, nähert sich in seinen späteren Veröffentlichungen immer mehr der berühmten „psychologischen Literatur“ amerikanischer Geschäftsmache, die ihre Leser in Suggestionstechniken unterrichtet und sie anhält, sich dieser im Leben rücksichtslos zu ihrem Nutzen zu bedienen. Der Jahrtausende alte Graalorden, dem Braun anzugehören behauptet, und dessen Führer ihm angeblich beistanden, hat nicht verhindert, daß Brauns kolonistische Bestrebungen in Amerika elend scheiterten.

Es ist überhaupt eine seltsame Sache mit diesen alten Orden. Seit Jahrhunderten hat die Welt nichts von ihnen gehört, und plötzlich

taucht in Amerika ein deutscher Doktor der Philosophie auf, der behauptet seine Weisheit von ihnen zu beziehen. Gradweise gibt er sie weiter an jeden zahlungsfähigen Menschen zu einem hübschen, runden Sümmdchen von Dollars. In den Lehrbriefen wird den wißbegierigen Schülern umständlich auseinandergesetzt, daß die Welt aus Stoff, Kraft und Geist bestehe. Der uralte Graalorden kennt also nur ein Element mehr, als der materialistische Büchner; zudem sollte man meinen, es müßte den hochweisen Mitgliedern der Braunschen Lehrgesellschaft schwer fallen, den genauen Unterschied zwischen Kraft und Geist zu definieren, mußten doch auch die Größen des Materialismus beschämt gestehen, daß sich letzten Endes Kraft und Stoff nicht auseinanderhalten lassen. Aber das „zweitausendjährige Wissen“ erledigt diese Aufgabe spielend und breit wird in den Lehrbriefen auseinandergesetzt, was Stoff, Kraft und Geist und was ihre Aufgaben in der Welt sind. Zwar klare Grenzen zwischen dieser Dreieit bestehen nicht, doch darüber sieht der „Schüler“ hinweg, wird ihm doch mitgeteilt, daß jeder Mensch seinen eigenen Ton und seine eigene Farbe habe. Um den Ton zu hören, muß er in der Stille in sich hineinlauschen, jedes Geräusch ausschließend, und um die Farbe wahrzunehmen, muß er sich konzentrieren und, die Augen zusammenkneifend, in sich hineinschauen. Selbstverständlich finden nur unverbesserliche kritische Nörgler ihren Ton und ihre Farbe nicht.

Weiter gibt es in den Braunschen Schriften diätetische Anweisungen, die nicht übel sind, vor Übermaß warnen und ohne Fanatismus zu Gunsten vegetarischer Ernährungsweise plädieren. Mit „innerlichen“ Bädern und atemtechnischen Kursen, wie sie jeder moderne Therapeut verordnet, wird an der Regeneration des Körpers gearbeitet. Und dann folgen die eingehenden Erörterungen über das sexuelle Verhalten des Menschen. Wie jede metaphysische Doktrin, die sich nicht selbst aufgeben will, lehrt auch die Brauns eine Beherrschung der Triebe. Selbst für die Ehe wird diese empfohlen und ausführliche Vorschriften, die jedoch nicht über das hinausgehen, was Alice Stockham über die „Reform-Ehe der Oneida-Kolonisten veröffentlicht hat, bilden die Krönung des Lehrsystems. „Die „Reformeh“ wird als Meisterstück der Beherrschung gepriesen, sie ist eine Beiwohnung ohne Abschluß, kann darum ohne Furcht vor Folgen auf Stunden hinaus ausgedehnt werden. Dabei müssen die Gedanken fortdauernd auf die höchsten Liebesideale gerichtet sein, dann werden den „Reformern“, wie Stockham und Braun es darstellen, gewissermaßen als Belohnung für ihre Zügelung, Einblicke in die transzendentalen Welten zuteil. Mit etwas

weniger Überschwänglichkeit, aber darum nicht minder zutreffend, kann man auch sagen: infolge der nervösen Überreizung durch den äußerst raffinierten Sexualakt kommt es zu Visionen. Die Reformehe ist also nicht Übernatur, wie ihre Verteidiger gerne glauben machen wollen, sondern Unnatur. Fivol wie diese Sexual-Ethik sind auch die übrigen ethischen Vorschriften, wenn man hier überhaupt noch von Ethik sprechen kann.

Denn das unterscheidet die modernen Lebenslehrer von den alten: nicht Selbstbescheidung und Wohlwollen sind die Ziele ihrer Methoden, sondern Macht und Erfolg. Selbstzucht wird nur insoweit gefordert, als sie nötig ist, um die äußeren materiellen Erfolge zu bewirken. Es ist nicht zu leugnen, daß eine Wirkung bei strikter Befolgung dieser Lehren eintritt. Rücksichtsloses Vorgehen, auch wo es sich nicht auf uralte Weisheit, vielmehr nur auf den persönlichen Ehrgeiz als Ursache beruft, hat den Streber noch nie im Stich gelassen. Eine andere Frage aber ist die, ob dem Erfolgreichen mit seinem Erfolge gedient ist, ob ihn nicht eines Tages die zertrümmerten Hoffnungen anderer, ihr getäuschtes Vertrauen, ihr vernichteter Glauben an die Menschheit als Gespenster heimsuchen. Und sie suchen ihn heim, ihn, der auf seinem Wege zum Erfolge vernichtete, täuschte und zertrümmerte. Mit Gewalt können wir uns wohl einige Zeit behaupten, aber nicht auf die Dauer. Und nichts anderes als eine psychische Gewaltherrschaft ist, was Braun, was die Neudenker, was Mazdaznan lehrt. Wohl ist in ihren Anweisungen manches Gute, aber der Geist, aus dem das Ganze gegeben wird, dieser äußerliche erfolgbegierige Geist ist abzulehnen.

Einen echten inneren Erfolg werden wir nur dann haben, wenn wir nach keiner anderen Macht verlangen, als nach der Macht über uns selbst. Ist es nicht ein höheres Lob, liebenswert als erfolgreich zu heißen? Wer das erstere will, bedarf keiner geheimnisvollen und mysteriösen Mittel. Er braucht nicht nach magischen Vermögen zu streben, die doch nichts zu unserer Veredlung beitragen. Wenn sich jedoch spontan eigentümliche Erscheinungen entfalten, wenn eine neue Art der Anschauung sich in ihm ausbilden will, dann wird er sich nicht dagegen sträuben. Denn gewiß ist denen zuzustimmen, die meinen, daß die geistige Entwicklung der Menschen noch nicht abgeschlossen ist, und die in den erwachenden neuen Fähigkeiten künftige allgemeine Eigenschaften sich andeuten sehen. Aber da eben heute den fraglichen Eigenschaften der Charakter des Allgemeinen fehlt, sie also den, an dem sie sich zeigen, oft zu seinem Schaden aus der natürlichen Ver-

bindung reißen, haben wir die Pflicht, dergleichen Erscheinungen zu zügeln und sie durchaus der Lenkung des Bewußtseins zu unterstellen. Oder wie Fechner in seiner Schrift „Vom Leben nach dem Tode“ sagt: „Das Diesseits hat den Leib des Jenseits nur für das Jenseits zu bauen, nicht schon mit dessen Auge und Ohr zu sehen und zu hören“. Muß doch, was wir etwa auf solche Weise wahrnehmen, stets, um uns bewußt zu werden, sich eine Umformung durch unser Bewußtsein gefallen lassen, da unser Bewußtsein, ein irdisches Bewußtsein selbst die Überwelten nur irdisch begreifen kann. Es muß sie also verfälschen. Warum nun nicht warten, bis wir auf dem natürlichen Wege, wenn es ein Weg ist, jene Sphären erreichen. Unser Platz ist jetzt hier auf Erden, ihn haben wir auszufüllen, bewußt auszufüllen.

Daher ist die Regel nicht schlecht, die Mazdaznan seinen Anhängern gibt: Die Erde ist zum Paradies zu machen. Das klingt verlockend. Aber der Pferdefuß kommt doch zum Vorschein: Jeder stehe auf eigenen Füßen, ist ein anderer Leitsatz, der sich sehr schön dahin interpretieren läßt, daß jeder selbst an und für seine Erlösung arbeiten müsse, daß kein Fremder ihn erlösen könne. Das ist die offizielle Auslegung, die man für die Feierstunden zur eigenen Erbauung und wo es paradiesisch-überschwänglich zugeht, zur Hand hat. Der praktische Sinn ist ein anderer, er wird einem klar, wenn man den kalten harten Nützlichkeitsstandpunkt des Mazdaznan durchschaut. Dann weiß man, daß es heißt: Jeder ist sich selbst der Nächste.

Dr. Hanish, oder wie er sich mit Vorliebe nennt, Ha'nish, der Begründer des Mazdaznan, redet den Leuten nicht vom Jenseits, nicht von Seelen- und Geisterwelten, er redet ihnen von diesem Dasein. Das Paradies, das er ihnen verspricht, ist von brutaler Wirklichkeit, denn in diesem Paradies kennt jeder nur sich selbst.

Willst du vorankommen, willst du reich sein, willst du herrschen, so atme nach Mazdaznan, halte dich an seine Diätetik, treibe seine Konzentrations-, seine Atem- und seine gymnastischen Übungen. Dann wird dein Körper sich stählen, dein Geist neue Schwungkraft erhalten und du wirst in dem Wettlauf des Lebens alle Konkurrenten über den Haufen rennen. Du wirst vorankommen, wirst reich sein, wirst herrschen. Das ist dein Paradies. Nächstenliebe? Quark! Diese Leute atmen schlecht, konzentrieren sich nicht. Ihnen helfen? Welche Zeitvergeudung!

Gib ihnen ein paar Mazdaznan-Traktätchen, das ist besser als tröstlicher Zuspruch, freundliche Unterstützung. Leuchtet ihnen die höhere Weisheit Mazdaznans nicht ein, auch gut. Wer nicht hören will, muß fühlen. Kümmere dich nicht mehr um sie. Sie mögen in ihrem Elend hocken, bis sie anfangen, richtig zu atmen und sich zu konzentrieren. Glückt es ihnen dann immer noch nicht — nun, so sollen sie einen Atemkurs mitmachen. Er kostet nur drei Mark. Und sie sollen sich das Lehrbuch über das Atmen und all die andern Mazdaznan-Schriften anschaffen, die ebenso teuer wie — ganz im Gegensatz zu Blavatskys und zu den neutheosophischen Schriften — dünn sind. Will auch das nichts fruchten, dann ist es unbedingt notwendig, daß sie ihre sämtliche Nahrung und Notdurft, als da sind, Mazdaznanbrot, Schrotmühlen, Weizen, seidene Unterwäsche und ähnliche nicht billige Kleinigkeiten von den Mazdaznanversandhäusern beziehen. Dann werden sie es erleben, daß ihr Eifer belohnt wird und — die Inhaber dieser Magazine und zugleich Prediger und Verbreiter der herrlichen Mazdaznanlehre als leuchtende Beispiele eines vom Mazdaznan getragenen Lebens dastehen.

Eigene Gedanken enthält Mazdaznan nicht. Seine Vorschriften über die „Wiedergeburt“ gleichen denen Dr. Brauns über die „Reform-ehe“ wie ein Ei dem andern. Auch Hanish vertritt die Meinung — die er mit vielen besonnenen Geistern teilt und die Newton in die Worte kleidete, daß man „mit der schöpferischen Urkraft weit besseres anzufangen vermag, als sie im Augenblicksgenusse zu verschleudern“ — daß die Zeugungskraft sich in Konzeptionen des Wahren, Guten und Schönen umwandeln läßt, was übrigens auch die neueren wissenschaftlichen Feststellungen betonen. Diese Erkenntnis, die freilich noch längst keine Stütze der unbedingten Abstinenz bedeutet, könnte immerhin, wenn sie schlicht und einfach vorgetragen würde, dem leichtsinnigen Ausleben ein Paroli bieten, sie wird jedoch um diese Wirkung gebracht, weil man sie durch eine raffinierte Zuspitzung in einen neuen Erzeß verwandelt.

Nächst der Reformehe begegnen wir auch bei Mazdaznan den „innerlichen Bädern“ Brauns, nur ist Hanish noch viel ausführlicher in diesem Punkte und fügt zu dieser Heilbehandlung noch eine, die sich hauptsächlich mit den Sexualorganen befaßt. In diesem Teil seiner Heilkunde spukt die Kühne-Kur seligen oder vielmehr unseligen Andenkens. Ebenso wie diese dürfte in den meisten Fällen auch die Kur Hanish's nicht eine Kräftigung, sondern eine Schwächung des Organismus bewirken.

Anders verhält es sich mit der Atemgymnastik. Hier sind wirklich wertvolle Vorschriften gegeben, wenn ihre Befolgung auch selbstverständlich nicht die Ergebnisse haben kann, die ihnen im Mazdaznan nachgerühmt werden. Zuzugeben ist, daß eine richtige Atmung das Wohlbefinden des ganzen Organismus fördert, den Lebensprozeß regelt, die durch die Nahrung eingeführten Materialien besser ausnützen, den Überschuß oder das Unbrauchbare schneller beseitigen läßt und eine Intoxikation des Körpers durch Selbstgifte ausschließt. Dadurch wird das Auftreten nervöser Spannungen verhindert, Gehirn und Körper werden leistungsfähiger und infolgedessen wird manches erreicht, nach dem man früher, behindert von unlustigen Gemütsstimmungen und körperlichen Schwächezuständen, nicht einmal strebte. Aber deshalb lassen sich noch lange nicht, wie Mazdaznan will, durch richtiges Atmen und unter Zuhilfenahme der Gedankenkonzentration alle menschlichen Wünsche verwirklichen. Hängt doch deren Realisierung nie allein an uns. Das „Stehe auf deinen eigenen Füßen“ hat seine böse Kehrseite. Wer sich einzig auf seine eigene Kraft verläßt, wird eines Tages bitter erkennen müssen, daß er gänzlich verlassen ist. Menschliche Kraft, körperliche wie geistige, hat ihre Grenzen, wenn auch ihre individuell verschiedenen. Wollen wir diese überschreiten, so bedürfen wir des Beistandes unserer Nächsten. Wir sollten uns diesen nicht voreilig durch allzu lautes Pochen auf unsere Selbständigkeit verschmerzen. Kein wahrhaft menschliches Werk ist durchführbar ohne gemeinschaftliche Arbeit.

Das fühlen die Mazdaznan-Anhänger auch deutlich genug, denn wozu sollten sonst ihre Vereinigungen dienen, ihre Kongresse und gemeinsamen Feiern? Und wozu das parfische Wortgeräusch? Cagliostro gründete eine „ägyptische Maurerei“, Blavatsky bezog die termini technici ihrer Theosophie von Indien und Hanisch borgt die seinen aus dem Zend-Avesta. Es ist das alte Spiel. Die Maurer- und Illuminaten-Logen schlangen das verbindende Band um ihre Mitglieder durch die Einweihung, besondere Symbole und eine besondere Sprache. Die modernen Erlösungsprediger ahmen es ihnen in aller Öffentlichkeit nach. Das zieht freilich nur die große Menge an. Im Hintergrund lockt daher auch bei ihnen die Einzelnen noch die dunkle Pforte, die die höheren Geheimnisse verschließt und durch die nur die Begnadeten eingehen. Der Zauber hilft noch immer. Anweisungen, die keiner befolgt, wenn sie ihm der Arzt gibt, werden mit Fanatismus ausgeführt, weil sie parfisch gegeben werden, und weil hinter ihnen die Verheißung steht, durch treuliches Einhalten seltener Kräfte teil-

haftig zu werden. Fasten, zu denen sich heutzutage fast niemand mehr ohne Not entschließt, werden gehalten, weil ihnen neben der natürlichen, körperlichen Reinigung, die sie bewirken, noch eine mystische Bedeutung beigelegt wird. Einer Diätetik, die ebenso sonderlich ist, wie ihre Gerichte meist umständlich zu bereiten und oft recht kostspielig sind, unterwirft man sich nicht so sehr, weil die physikalischen Erörterungen, die Hanish darüber gibt, einleuchten, als weil sie mit der Präntation der Unfehlbarkeit gegeben und in ihren Einzelheiten für den Tag genau vorgeschrieben wird.

Eine fast übertriebene Furcht vor Verunreinigung spricht aus diesen Speisegesetzen. Das Wort: nicht was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen, sondern was an üblen Reden aus ihm geht, scheint vergessen zu sein. Die Befolgung äußerlicher Regeln verhilft zu dem ebenfalls nur äußerlichen Erfolg.

Mazdaznan ist ganz Oberfläche. Die Versuche zu einer Vertiefung der Lehre reichen nicht weit. Vollends bewegen sich die Anhänger gänzlich im seichten Fahrwasser. Diese Seichtheit mit dem Schein der Tiefe ist es, die Mazdaznan im fluge Scharen von Jüngern erworben hat. Begünstigt wurde der Aufschwung durch die physikalisch-diätetischen Elemente der Lehre, die dem modernen Streben nach naturgemäßer Lebensführung gerecht zu werden scheinen, wenn dies bezüglich der Diätetik auch nicht der Fall ist. Sehr wesentlich trug auch zur raschen Ausbreitung die weitschweifige Behandlung des Sexuallebens bei. Das Erotische ist heute Trumpf, und wer über dessen Wie und Warum Aufklärung zu geben verspricht, der findet offene Ohren und offene Taschen.

Und dennoch muß diese platte Spekulation auf das Sensationsbedürfnis der Masse als eine Form der Theosophie gewertet werden, weil sie behauptet, eine Verbindung des Menschen mit der Urkraft des Seins herstellen zu können, weil sie behauptet, ihn zum Wissen seiner Göttlichkeit, des Gottes in ihm zu führen. Mazdaznan betrachtet den Menschen als den Zentralpunkt des Universum, ist also glücklich auf dem hochmütig-beschränkten anthropozentrischen Standpunkt der Antike und des Mittelalters wieder angelangt. Im Menschen sieht er die Kristallisation aller Kräfte, Substanzen und Intelligenzen des Weltalls. Dieser aus der einen Urkraft hervorgehenden Vermögen muß sich der Mensch bewusst werden. Wenn er sie richtig anwendet, wird er, da die Substanz der Urkraft unendlich und ewig ist, ewig sein. Die Materie ist nur Veranschaulichung der verschiedenen Wirkungsweisen der Kraft. Die Umwandlung dieser Ausdrucksformen,

die sich jetzt vielfach noch unbewußt vollzieht, kann der Mensch bewußt vornehmen. Sie wird dann nicht mehr als Tod, sondern lediglich als Wiedergeburt bezeichnet werden. Es ist daher auch kein ewiges Leben im Jenseits zu erwarten, dieses Dasein ist selbst ewig, der Mensch muß nur verstehen, diese Ewigkeit bewußt zu erleben. Er erlebt sie, wenn er die Urkraft in sich erkennt und sie schöpferisch wirksam werden läßt.

Zu seiner Lehre will Hanish durch die in Zentral-Asien hausenden Zarathustrier gekommen sein, bei denen er längere Zeit gelebt haben will. Leider erfährt man nichts Näheres über die Lage des Tempels El-Kharman, so daß man annehmen muß, es gehe Hanish wie Blavatsky, daß auch er „sich des Besuches dieses Ortes nicht sicher ist“. Und so wird es ja wohl auch sein. Der Tempel und der 8000 Jahre alte Orden dem er angehört — man sieht, Blavatsky hat Schule gemacht und Brauns Graalorden ist um 6000 Jahre geschlagen — sind ebenso Schmuß und Verbrämung, wie die seidenen Talare Hanish's und wie die Mystik seiner Diät und seiner Atemtechnik. Sie sind die Schaustücke, die die Gläubigen herbeilocken und sind zugleich die Vorhänge, die das Allerheiligste der Lehre den profanen Blicken verbergen und einen Gehalt vortäuschen, den sie nicht hat. Denn schlägt man die Vorhänge beiseite, so zeigt sich uns statt des verheißenen göttlichen Gesichts die grinsende Frage eines prahlenden Egoismus.

Die egoistische Denkweise feiert auch in der christian science Triumphe. Diese Theosophie der jüngst verstorbenen Mrs. Eddy ist eine Rechtfertigung des Egoismus par excellence. Ihr oberster, ganz theosophischer Grundsatz ist: Gott ist das Prinzip der Welt, alles ist Gott. Gott aber ist Geist und ist das Gute. Soweit wäre nichts daran auszusetzen, aber nun fährt Mrs. Eddy's Logik dazwischen und erklärt: Da sonst nichts ist, als Gott, das Gute, so kann es kein Übel geben und da sonst nichts ist als Gott, der Geist, so kann es auch keine Materie geben, auch den eigenen Körper nicht. Daß es ihn gibt, daß Dinge um uns her sind, daß Leiden und Krankheiten existieren, ist ein Irrtum. — Wie dieser Irrtum in Gott möglich ist, wird nicht erläutert. Genug er ist da. — Um ihn auszurotten haben wir weiter nichts nötig, als zu glauben, schrankenlos an das Gute zu glauben. Dann werden wir weder Schmerzen noch Leid haben. Wir

müssen an unser Wohl, an unsern Erfolg glauben, dann wird es uns wohl gehen und wir werden Erfolg haben. Es ist wie bei Mazdaznan, nur daß hier Glauben heißt, was dort Konzentration genannt wird. Und wie ich durch Konzentration die Gefinnungen anderer Menschen beeinflussen kann, so kann ich es auch durch den Glauben. Auf dieser Gewalt des Glaubens beruht die gesamte praktische Wirksamkeit der christlichen Wissenschaft. Denn nur wenn mein richtiger Glauben in einem anderen den falschen auszurotten vermag, ist eine Heilung durch berufsmäßige Heiler möglich.

Doch diese Theorie hat ihre Schattenseite. Denn wenn umgekehrt in einem Menschen der falsche Glaube mächtiger ist, als in mir der rechte, so vermag er mich in seinen Irrglauben zu verstricken, und mir damit Übel und Leid anzutun. In der Tat vertritt der Eddyismus diese Meinung, wodurch dem tollsten Aberglauben Tür und Tor geöffnet wird. Und noch ein bedauerlicher Umstand ergibt sich aus dieser eddyistischen Glaubentheorie. Sie schließt jede Wohltätigkeit aus. Armut ist nichts als falscher Glaube. Man hilft ihr am besten ab, indem man die Notleidenden auf ihren Irrtum hinweist und sie von ihm befreit, nicht indem man ihnen eine im Grunde gar nicht existierende materielle Hilfe leistet. Ist ja doch diese Hilfe nur eine Bestärkung ihres Irrwahns und für den Helfenden selbst ein Zeichen eines noch nicht vollkommenen Glaubens.

„Es ist überhaupt eine Schwäche der christlichen Wissenschaft“, sagt Moriz Geiger in seiner Abhandlung „Christian science in Amerika“¹⁾, „daß sie die ausgesprochen ethische Seite der Religion so wenig ausgebildet hat Gott ist die Liebe, wie er Leben, Geist und Wahrheit ist. Aber aus diesem verwaschenen Liebesbegriff ergibt sich keinerlei Stellungnahme zu den praktisch-ethischen Fragen.“

Die christian science hat denn auch mit dem Christentum nur den Namen gemein. Der Hauptwert wird auf die Wunderheilungen des neuen Testaments gelegt, die übrigen Berichte und Erzählungen, auch die des alten Testaments werden im eddyistischen Sinne gedeutet, oder wenn dies nicht möglich ist, als Symbole aufgefaßt. Gleich Swedenborg beruft sich auch Eddy auf eine besondere Gabe der spirituellen Auslegung die ihr direkt von Gott verliehen worden sei. In der Mutterkirche der Eddyisten zu Boston hängt ein Bild des Weibes aus der Apokalypse, in die Sonne gekleidet und zwölf Sterne ihr zu Häupten, mit der Umschrift: „Die Frau, die Gott krönt“,

¹⁾ Zeitschrift für Religionspsychologie, Ep3g. 1910, Band 4, Heft 7, S. 293 ff.

und über dem Fenster ist eine Abbildung von „Science and health“, des Hauptbuches der Eddy, angebracht. Trotz der göttlichen Inspiration war aber das Buch in einem sehr schlechten Stil geschrieben, sodaß schließlich, als die gebildeten Kreise für die christliche Wissenschaft sich zu interessieren begannen, Mrs. Eddy selbst einsah, daß diesem unmöglichen Zustand des Buches abgeholfen werden mußte. Sie übertrug die Abänderung einem unitarischen Geistlichen, der die „biblischen Zitate richtig stellte, die grotesken Vergleiche in sinnvolle umänderte und der die vielen Folgerungen, die nach einer eigenen Logik konstruiert waren, in die Logik der anderen Leute einzufügen suchte“.

Von Milde, Mitleid und Hochherzigkeit steht nichts in ihrem Buche und es gibt nichts in ihrem Leben, was an diese Eigenschaften erinnert. Von ihrem Vater — wir folgen hier den Ausführungen M. Geigers — hatte sie die harte Unerbittlichkeit und einen strengen phantasielosen Geschäftssinn geerbt. Sie war sein sechstes und jüngstes Kind und wurde wegen ihrer Schönheit sehr umschwärmt. Diese Schönheit hat sie sich zu erhalten verstanden. Und ein Teil ihres Erfolges mag auf Rechnung dieser Schönheit gehen, an der am eindrucksvollsten die großen grauen, tiefliegenden von dunklen Augenbrauen überschatteten Augen waren. Seit ihrer Kindheit litt sie, wie bei spätgeborenen Kindern häufig ist, an schweren hysterischen Anfällen. In dieser Hysterie, sagt Geiger, „haben wir den Schlüssel zu jenen Zügen in Mrs. Eddy, die dem Augenstehenden gar zu leicht als reiner Betrug vorkommen. Es handelt sich um jene halbbewußten Betrügereien der Hysterischen, die sicher nicht mit dem Maße des Normalen zu messen sind“.

An dieser, psychischen Einflüssen leicht zugänglichen, seelisch-körperlichen Verfassung glitten die spiritistischen und sonstigen sektiererischen Ideen, die in Amerika sozusagen ständig in der Luft liegen, nicht eindrucklos vorüber, wenn auch Mary Baker — wie Mrs. Eddy damals noch hieß — nicht daran dachte, sie praktisch zu verwerten. Sie verheiratete sich vielmehr und zog mit ihrem Manne, einem Maurer, nach Süd-Carolina. Doch schon nach sechs Monaten starb ihr Mann, sie kehrte ins Elternhaus zurück, wo ihr Sohn geboren wurde. Zehn Jahre lang blieb sie Witwe, ihre Anfälle häuften sich in der Zeit. Sie litt schwer unter ihrer Krankheit, doch das schloß Liebesaffären nicht aus. Damals begann sie auch, sich mit Hellsehen zu beschäftigen. 1853 heiratete sie zum zweiten Male, aber auch diese Ehe war, wegen ihres leidenden Zustandes und ihrer tyrannischen Launen, trostlos.

Um von ihren Anfällen befreit zu werden, suchte sie einen Mr. Quimby auf, dessen wunderbare Kuren man ihr gerühmt hatte. Quimby war über den Magnetismus zu einem eigenen System der Heilung durch geistige Kräfte gekommen. Dieses Mannes begeistertste Schülerin wurde nun Mrs. Eddy. Als eine Zeitschrift ihn angriff, verteidigte sie ihn und stellte ihn Christus gleich. Seine Lehren und seine Heilweise strebte sie nach Möglichkeit zu verbreiten. Und als er starb, war sie ehrlich verzweifelt. Auch jetzt noch galt ihr Leben dem Werke Quimbys. In Gemeinschaft mit einem 21jährigen jungen Mann namens Kennedy, den sie in Quimbys Theorien eingeführt hatte, eröffnete sie in Lynn ein Heilinstitut. Hier fand sie ihre ersten Schüler. Diese mußten Quimbys Manuskripte abschreiben, die er ihr hinterlassen hatte. Der Kursus von zwölf Vorlesungen kostete 100 Dollars. Das Honorar wurde aber nach den ersten Erfolgen auf 300 erhöht, die Zahl der Vorlesungen auf 7 herabgesetzt, beides — auf „göttliche Anordnung“. Zwei Jahre nach der Etablierung verließ Kennedy seine Lehrerin. Auch sie hatte ihn nicht mehr nötig. Trotz mancher Prozesse mit ihren Schülern, wuchs ihre Gemeinde beständig. Nun begann sie auch das System Quimbys für das ihrige auszugeben. Nicht plötzlich. Zuerst fügte sie aus Eigenem nur eine Vorrede zu seinen Ausführungen hinzu. Dann änderte sie an diesen, darauf wurden sie mit der Vorrede verschmolzen und der Verfassername weggelassen. Als sie endlich von Quimbys magnetistischen Manipulationen abkam und von seiner „Leugnung der Krankheit“ zur „Leugnung der Materie“ vordrang, meinte sie ein eigenes System entdeckt zu haben. *Science and health* war nun ihr Buch.

Im selben Jahre, da die erste Auflage ihres Werkes erschien, 1875, leitete sie auch den ersten öffentlichen Gottesdienst ihrer Anhänger. Zwei Jahre zuvor war sie von ihrem Gatten geschieden worden, zwei Jahre später heiratete sie zum dritten Male. Ihr jetziger Mann, Mr. Eddy, war 16 Jahre jünger als die damals 56 jährige Urheberin der christlichen Wissenschaft. Diese letzte Ehe gestaltete sich zwar glücklicher als die vorhergehenden, aber Mrs. Eddy hatte noch immer unter ihren alten Anfällen zu leiden. Anfangs meinte sie auf diese Weise die ganze Erdenlast ihrer Schüler mitzutragen und verglich sich hierin mit Christus, doch bald kam sie zu der Ansicht, daß es die Gedanken ihrer Feinde seien, die sie peinigten. Mesmerismus nannte sie das. Und als Mr. Eddy starb, kannte ihre Furcht vor dem „Mesmerismus“ ihrer Gegner keine Grenzen. Mit diesem Glauben machte sie sich selbst das Leben schwer. Zur ge-

ringsten alltäglichen Verrichtung bedurfte es langer Überlegungen, da möglicherweise der Gegenstand, dessen man sich bedienen wollte, mesmerisiert war und seine schlechten Wirkungen auf den ihn Berührenden abgab. Gegen einen dieser vermeintlichen Mesmeristen reichte sie sogar eine Klage auf Zauberei ein. Überhaupt rissen die Prozesse, die sie führte, oder die gegen sie angestrengt wurden, nicht ab. Dieses Gebahren, daß Menschen, die behaupteten der Welt den Frieden zu bringen, sich ständig in den Haaren lagen, sich gegenseitig der Unehrlichkeit, des Bruchs heiligster Versprechungen, der schwärzesten Verbrechen anklagten, hatte die Bewohner Lynns gegen die Prophetin aufgebracht, weshalb sie schon vor dem Tode ihres dritten Mannes den Ort verlassen hatte.

Auch in der Gesellschaft selbst war es zu Krisen gekommen; mehrere der ältesten und bis dahin treuesten Mitglieder hatten ihren Austritt erklärt, den sie in einer Denkschrift begründeten. Sie erklärten, daß Mrs. Eddys Heftigkeitsausbrüche, ihre Heuchelei, ihre Geldgier sie zur Führerin einer religiösen Gemeinschaft untauglich machten. Doch die Angegriffene gab sich nicht verloren. Sie übersiedelte nach Boston und begründete das Boston Metaphysical Kolleg, in dem sie die Heiler ausbildete, und gab das Christian Science Journal heraus, das ihren Lehren rasche Verbreitung sicherte. Von da an gab es für sie nur noch einen Aufstieg. Zwar traten noch Spaltungen ein, doch sie verstand es, durch die eigene Art der Ausgestaltung ihrer Kirche fernere Auflehnungen unmöglich zu machen. Und selbst der Zwischenfall mit Mrs. Woodbury verstärkte nur ihre Position. Mrs. Eddy hatte nämlich die Möglichkeit einer „geistigen Zeugung“ behauptet. Das benutzte Mrs. Woodbury und erklärte, als ihr in ihrer Ehe ein Sohn geboren wurde, diesen als durch geistige Zeugung hervorgebracht. Eine Zeitlang duldete die Eddy den Kult, der mit dem Sohne der romantischen Woodbury getrieben wurde, doch als sie die Gefahr erkannte, die in der Existenz des „jungen Fürsten des Friedens“ für ihre eigene Stellung lag, erklärte sie die Woodbury für mesmerisiert. Damit war diese samt ihrem Sohne ausgeschaltet. — Mrs. Eddy aber wurde für ihre Anhänger das A und O ihres Glaubens. Für ihre Heilungen dankten sie „Gott und Mrs. Eddy“ und sie stellten diese Frau Christus gleich, ja über Christus.

Selbst der Tod hat Mrs. Eddy in den Augen ihrer Anhänger nicht zu entthronen vermocht. Die Mitglieder des Kirchenrates erklärten nach ihrem Ableben, daß Mrs. Eddy nicht tot, „nur aus dem Fleische entwichen sei und auch weiterhin die Geschicke ihrer Gemeinde

lenken würde". Nach wie vor werden also Hunderttausende zu Mrs. Eddy wie zu einer Erlöserin aufsehen. Und warum? Weil sie sie gelehrt hat, ihr rücksichtsloses Streben nach Erfolg als Tat im Sinne Gottes zu achten, weil sie sie der Scham überhoben hat, die sie sonst über ihre Dollarjagd hätte befallen müssen.

Ihre praktische Verwertbarkeit ist das moderne Element aller dieser „theosophischen“ Lehren. Das Ursprungsland sowohl der Theosophie Blavatskys, wie der Neugedankenlehre, Mazdaznans und des Eddyismus, Amerika, macht sich in den Tendenzen der Systeme bemerkbar, es spricht sich in ihrem bunten bizarren Aufpuß aus, in der Reklame, die ihre Urheber für sie zu machen verstanden und in dem rücksichtslosen Egoismus, der ihrer praktischen Betätigung, trotz aller Bruderschafts- und Liebethorien anhaftet. Es ist in diesen Systemen der gleiche Geist, wie im James'schen Pragmatismus, dieser gleichfalls neuerdings von Amerika herübergekommenen philosophischen Strömung. Wahrheit und Wertmesser einer Weltanschauung bestimmt sich nach dem Pragmatismus sehr einfach auf Grund ihrer Nützlichkeit, Einträglichkeit und ihres Erfolges. Das achtungswerte Streben, seine Ideale zu verwirklichen, wird dahin veräußerlicht, daß überhaupt nur noch ideal, was real nutzbringend ist.

Diese Doktrin nimmt sich nicht übel aus, solange sie auf die Hörsäle der Universitäten, die Versammlungshäuser der Eddyisten, der Mazdaznananhänger und auf die Logen der Adyar-Theosophen beschränkt bleibt. Anders aber ist es, bezieht man sich das Bild, das ihre Befolgung in der Wirklichkeit ergibt. Da liegt der Nutzen einer Lehre nicht in dem Seelenfrieden, den sie vielleicht spendet, sondern einzig in den von ihr gebotenen Mitteln, den Nachbarn zu übertrumpfen und sich allerlei Vorteile, zunächst diesseitiger und derzeitiger, dann aber auch jenseitiger und ewiger Art zu sichern. Der Egoismus hat noch nie vor dem Glauben Halt gemacht, er tut es auch heute nicht. Sein Bemühen, ob es nun über die irdischen Grenzen hinausgreift, oder nur in diesem Dasein das Beste zu erraffen trachtet, entbehrt nicht einer gewissen natürlichen Selbstverständlichkeit. Darum und weil jedes allzu eigensüchtige Begehren durch das Leben selbst in seine Schranken verwiesen wird, könnte man den Egoismus, wo er ohne Verbrämung auftritt, gewähren lassen. Er würde an seiner eigenen Brutalität zugrunde gehen. Wenn er aber mit dem Scheine

wahrer selbstloser Gesittung oder tiefreligiöser Gläubigkeit bemäntelt wird, verleitet er zu einer ethisch höchst gefährlichen Begriffsakrobatik, die in Begriffsverwirrung und völliger moralischer Haltlosigkeit endet.

Der Materialismus kann keine Stütze von Moral und Ethik sein, aber er hat wenigstens nicht Moral und Ethik geheuchelt. Die modernen Theosophien geben vor, beides zu besitzen und sind ihrer doch gänzlich bar. Der Halt fehlt ihnen, den die alte christliche Theosophie in ihrer Verinnerlichungstendenz hatte. Materielle Erfolge und okkulte Phänomene und Vermögen müssen ihn als äußere Zeichen der Bewährung ersetzen. Wohl kann man das Prinzip gutheißen, das darauf dringt, Ideale zu verwirklichen. Aber das darf nicht zu einem rigorosen Draufgängertum verführen, dem jedes Mittel recht und der eigene Leib und die eigene Seele das Nächste ist. Der Weg, den die deutschen Mystiker gingen, durch innerliches Nahkommen Welt und Menschen tiefer und inniger zu erfassen und ihnen gerecht zu werden, ist ohne Zweifel der würdigere, wenn er auch unmodern sein mag.

Möglich ist es trotz alledem, daß den modernen Theosophien in ihrer heutigen Form eine Zukunft, allerdings nur eine beschränkte Zukunft gehört. Ein wahrhaft idealistisch denkendes, spirituell geschulteres Zeitalter wird für diesen seltsamen Nummenschanz, dieses Zerrbild der Theosophie nur ein Lächeln haben. Es wird diese gleißenden Systeme als das werten, was sie sind: Versuche des Verstandes, das Gefühl über das Fehlen des inneren religiösen Gesetzes hinwegzutauschen, um das er es beraubt hat. Diese Versuche müssen fehlschlagen, müssen zu innerer Gesetzlosigkeit führen, denn dem Innern Gesetze zu geben, ist nicht Sache des Verstandes. Erst wenn wir wieder gelernt haben werden, uns demütig dem alten erlösenden Glauben zu beugen, und ihn aus unserm Herzen als einen neuen sieghaft erfüllenden zu gebären, erst dann wird die Stunde des Wiedererwachens der wahren Theosophie schlagen.



Slavische Volksforschungen

Abhandlungen über Glauben, Gewohnheitsrechte, Sitten,
Bräuche und die Goslarenlieder der Südslaven

Vortwiegend auf Grund eigener Erhebungen

von

Dr. Friedrich S. Krauß

Leg. 8°. (VI, 431 Seiten.) Leipzig 1908
brosch. M. 11.—, in Halbleder gebd. M. 13.50

Dr. Krauß ist als Folklorist und Ethnolog um seiner zahlreichen, streng wissenschaftlichen Arbeiten willen in der Gelehrtenwelt aufs vorteilhafteste bekannt und hochangesehen. Er gilt als einer der vorzüglichsten Forschungsreisenden, der mit unendlichem Fleiße und mit zähester Ausdauer die Überlieferungen der Slaven aufzusammeln, zu verdeutschen und zu erläutern versteht. Aus der tiefen Fülle seines unmittelbar an den Quellen des Volkslebens geschöpften Wissens heraus entstand dieses Werk und bietet eine Fülle von Beobachtungen über Erscheinungen und Tatsachen des Volkslebens, die um so wichtiger sind, als sie in größter Menge Kulturzustände beleuchten, die in deutschen Kulturkreisen kaum noch hier und da als schwache Überlebsel aus längst vergangenen Entwicklungszeiten nachweisbar sind. Kein Geringerer als Professor **Dr. Karl von den Steinen**, einer der berühmtesten Ethnologen der Gegenwart, begleitet dieses Werk mit einem Vorwort, das sich durch weite Ausblicke und eine besondere Gedankentiefe auszeichnet.

Das Werk ist für jeden Folkloristen von größtem Interesse.

In meinem Verlage erscheint unter dem Gesamttitel:

Handbücher zur Volkskunde

eine Reihe von Einzeldarstellungen dieses so vielfach verzweigten Gebietes. Die einzelnen Monographien sollen, auf der Höhe der Wissenschaft stehend, allen, Männern vom Fach, wie Laien, die nicht in der Lage sind, umfangreiche und teure Einzelpublikationen zu erwerben, das Wichtigste kurz und übersichtlich vermitteln und langwieriges Nachschlagen und Suchen sparen.

Jeder einzelne Band erhält am Schlusse eine ausführliche Bibliographie des jeweilig behandelten Gebietes, die den Benutzer instand setzt, sich augenblicklich über die einschlägige Literatur zu orientieren.

Der Preis beträgt pro Band M. 2.— broch., M. 2,75 eleg. gebb.

Bisher sind erschienen:

Band I: Wehrhan, Karl, Die Sage. gr. 8°. (VIII, 162 S.)

Inhalt: Zur Geschichte der Volkslagenforschung — Begriff und Wesen der Sage — Die Ethik der Sage — Bildung und Entstehung der Sage — Die Wanderung der Sage und der Sagenzüge — Das periodische Auftreten der Sage — Geschichte und Sage. Legende — Mythologie und Sage — Die mythischen Wesen der Sage — Die Pflanzen in der Sage — Die Tiere in der Sage — Form und Anordnung der Sagen — Literatur der Sagensammlungen.

Band II: Schimme, Adolf, Das Märchen. gr. 8°. (VIII, 201 S.)

Inhalt: Einleitung — Zur Geschichte der Märchenforschung — Märchen und Mythologie — Märchenmotive und Märchenformeln — Märchenhafte Züge — Kontaminierte Märchen novellen — Einheitliche Volksmärchen — Mythische Märchenleute — Märchentiere und Tiermärchen — Liebe, Ehe, Sittlichkeit — Nationale Aneignung — Kinderseele und Märchenstimmung — Literatur.

Band III: Schell, Otto, Das Volkslied. gr. 8°. (VIII, 204 S.)

Inhalt: Das Wesen des Volksliedes — Ursprung und Entwicklung des Volksliedes — Dichtet das Volk seine Lieder? — Die Volksstämme und das Volkslied — Wo und wann singt das Volk seine Lieder? — Stil und Form des Volksliedes — Die Weise (Melodie) des Volksliedes — Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit, wie es sich im Volksliede offenbart — Die Natur und das Volkslied — Wie äußert sich das Gefühlsleben im Volkslied? — Liebeslieder — Der Zusammenhang zwischen Volkslied, Volksfage und Volksmärchen — Volkslied und Kinderlied — Das geistliche Volkslied — Das Volkslied und die soziale Frage — Volkslied und volkstümliches Lied — Das erotische Volkslied — Abwege und Ausflänge — Die Feinde des Volksliedes einst und jetzt — Einige Bemerkungen über das Sammeln der Volkslieder — Literatur.

Band IV: Wehrhan, Karl, Kinderlied und Kinderspiel. gr. 8°. (VIII, 189 S.)

Inhalt: Zur Geschichte der Kinderlied- und Kinderspielforschung — Zum Wesen des Kinderliedes und Kinderspiels — Die Arten der Kinderlieder und Kinderspiele — Kinderlust früherer Zeiten. Untersuchungen über einzelne Lieder und Spiele — Die Bedeutung der Kinderlieder und Kinderspiele für Kulturgeschichte und Mythologie — Die Bedeutung der Kinderlieder und Kinderspiele für die Erziehung — Ursprung und Umwandlung, Verbreitung und Übereinstimmung der Kinderlieder und Kinderspiele — Die Form der Kinderreime; Metrik, Reim, Rhythmus — Die Musik der Kinderlieder — Die Kinderreime nach der sprachlichen Seite — Geschichtliche Erinnerungen in den Kinderreimen — Zur Sammlung der Kinderlieder und Kinderspiele — Literatur.

Band V: Sartori, Paul, Sitte und Brauch. Erster Teil: Die Hauptstufen des Menschendaseins. gr. 8°. (VIII, 186 S.)

Inhalt: Allgemeine Bemerkungen — Geburt und Kindheit — Hochzeit — Tod und Begräbnis — Literatur.

Band VI: Sartori, Paul, Sitte und Brauch. Zweiter Teil: Leben und Arbeit daheim und draußen. gr. 8°. (VIII, 209 S.)

Inhalt: Haus und häusliches Leben — Ackerbau und Ernte — Haustiere und Viehzucht — Einzelne Tätigkeiten und Berufe — Gemeinschaftsleben und Geselligkeit — Literatur.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Rölnische Volkszeitung, Literar. Beilage Nr. 47. 19. Nov. 1908.

. . . Diese Einzelbarstellungen des so weit verzweigten Gebietes der Volkskunde zeichnen sich aus durch klare Darstellung und übersichtliche Anordnung des Stoffes, vor allen Dingen aber durch eine ausführliche Bibliographie des jeweilig behandelten Gebietes. Sie sind für Laien und Fachleute gleich wertvoll.
Dr. A. Brede, Oberlehrer (Röln).

Die Volksschule, 1909, Nr. 20.

In Nr. 3 unserer Zeitschrift hatte ich Gelegenheit, Karl Wehrhans "Sage", den ersten Band dieser Reihe von wertvollen Handbüchern zur Volkskunde, und damit die ganze Sammlung als „das, was wir auf diesem Gebiete brauchen“, zu begrüßen. Dankenswert rasch sind jenem ersten die drei nächsten Bände gefolgt, und es läßt sich erfreulicherweise feststellen, daß das Unternehmen treulich gehalten hat, was es mit seinem glücklichen Anfang verheißungsvoll versprach; es ist gar kein Zweifel mehr, daß diese trefflichen Handbücher bald Mittel- und Ausgangspunkt für die Beschäftigung weitester Kreise, vor allem auch der Lehrer, mit der Volkskunde sein werden. Sie danken es ihrer gehaltvollen Geschlossenheit, praktischen Anlage, wissenschaftlichen Gediegenheit, ansprechenden Darstellungsform und nicht zum wenigsten den reichen Literaturnachweisen, die ihnen beigegeben sind: wer es weiß, wie verstreut und verzettelt das bibliographische Material der Volkskunde ist, wie vieler Mühe es bedarf, es für die einzelnen Probleme zusammenzutragen, der wird der Anerkennung für das hier Geleistete voll sein müssen. In Band II. behandelt Adolf Thimme „Das Märchen“ (VIII und 201 S. 80), seine Geschichte, sein Verhältnis zur Mythologie, Märchenmotive und Märchenformeln, kontaminierte Märchenzüge, Märchentiere und Tiermärchen, Kinderseele und Märchenstimmung u. s. f.; ich bin sicher, daß manchem aus diesem billigen Buch ein lebhafteres Interesse und tieferes Verständnis für die Volksmärchen aufgehen wird als aus irgendwelchem gelehrten „Wälzer“. Der dritte Band, von Otto Schell, ist dem dankbaren Problem „Das Volkslied“ gewidmet (VIII und 204 S. 80). Es ist erstaunlich, mit wie sicherer Hand der Verfasser verstanden hat, den gewaltigen Stoff zusammenzuschließen: daß er dabei immer im Auge behielt, die große volkstümliche Bewegung zugunsten des Volksliedes zu fördern, muß ihm noch besonders nachgerühmt werden. Band IV. Karl Wehrhans „Kinderlied und Kinderpiel“ (VIII und 189 S. 80) verdient gerade in der „Volksschul“-Gemeinde tieferes Interesse: von Lehrerhand mit liebevoller Sorgfalt geschrieben behandelt es zunächst die Geschichte der Kinderlied- und Kinderspielforschung, dann das Wesen des Kinderliedes und Kinderspieles, beider Arten, beider Bedeutung für Kulturgeschichte und Mythologie, vor allem auch für die Erziehung. Wo es in geschichtliche Untersuchungen hineinsteigt, fördert es mitunter reizvollste Einzelheiten zu Tage, aber auch die sprachlichen Ausführungen des Verfassers werden manchen Lehrer in hohem Grade fesseln. Und zu alledem haben wir bei sämtlichen Bänden das wärmende Gefühl, den Pulsschlag des deutschen Volkstums, das Atmen unsrer deutschen Volksseele zu spüren.

Dr. Hans Zimmer.

Literarisches Zentralblatt, 1909, Nr. 9.

Im 59. Jahrg. (1908), Nr. 46, Sp. 1498 d. Bl. wurde diese neue rührige Sammlung (sie ist sogleich mit vier Bänden in einem Jahre auf den Plan

getreten) vorgestellt und, da sie nach den unendlichen volkstündlichen Einzelleistungen der letzten Jahre ein entschieden zu bejahendes Bedürfnis befriedigt, warm willkommen heißen, zumal der eröffnende Band 1: R. Wehrhans Behandlung der Sage, wirklich den Erfordernissen eines solchen Compendiums entspricht. Diese grundsätzliche Billigung kann man erfreulicherweise auf die rasch nachgefolgten Bände ausdehnen, welche drei fernere wichtigere Kapitel der literarischen Volkskunde übersichtlich darstellen. Es will tatsächlich etwas heißen, wenn ein so weitreichendes Gebiet mit sicherer Herrschaft über die mannigfachen Gesichtspunkte für den allmählich aufgebrauchten Stoff geschriebener, gedruckter mündlicher Überlieferung enzyklopädisch vorgeführt wird: wissenschaftlich stichfest und dennoch allen weiteren Interessengruppen, auch solchen mit Volksschulbildung, zugänglich. Alle drei Verfasser, Thimme, Schell und der mit dem Anfangsbande schon wohlbewährte Wehrhan, bekunden, wie sie sachlich, auch bibliographisch (man vergleiche die reichen Literaturangaben am Ende jedes Bändchens) vortrefflich bewandert sind, mit durchsichtigen Inhaltsverzeichnissen zu gliedern wissen und sich auf Grund eigener sorgfamer und verständnisvoller Einblicke mit Recht auch in der Auffassung unabhängig halten. Mögen diese handlichen Führer und Nachschlagemittel allenthalben anregen und vielfachen Nutzen stiften bis ins echte Volk hinunter! L. Frnkl.

Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung 1909, Nr. 24.

. . . . Wehrhans Buch kann nun mit Recht ein Führer ins Reich der Sage, insbesondere der deutschen, genannt werden, gibt es doch in zwölf abgerundeten Kapiteln eine ebenso anschauliche wie wissenschaftliche Darstellung vom tieferen Wesen und von der volkstümlichen Form der deutschen Volks Sage. Dr. Adolf Thimme in Erfurt unterzieht im 2. Bande der „Handbücher zur Volkskunde“ das deutsche Märchen einer eingehenden Forschung und Darstellung, die sowohl eine intime Bekanntschaft mit der Märchenwelt wie auch eine genaue Kenntnis fremder ähnlicher Arbeiten, auch der fremdländischen bekundet. Trotzdem verbreitet sich der Verfasser in selbständiger Weise über eine Reihe von einschlägigen Fragen, deren Lösung in weiteren Kreisen der Gebildeten Interesse und Verständnis finden wird. Es sei nur auf folgende Kapitel verwiesen: Märchen und Mythologie, Einheitliche Volksmärchen, Mythische Märchenleute, Märchentiere und Tiermärchen, Kinderseele und Märchenstimmung. Der 35 Seiten umfassende Literaturnachweis bringt alle bedeutenderen deutschen Märchen Sammlungen.

Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung, 1909, Nr. 24 ferner:

Unter allen deutschen Lehrern dürfte kaum noch einer zu finden sein, der auf dem Gebiete der Volkskunde solch gewaltige Stoffmassen aus dem Volksmunde zusammengetragen hat, als der Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins. Hat er doch in seinem rühmlichst bekannten Buche „Bergische Sagen“ annähernd 1000 Sagen ganz allein gesammelt. Dazu gesellen sich noch ungedruckte Sammlungen aus allen übrigen Gebieten der Volkskunde, besonders des Volksliedes seiner Heimat. Man merkt es darum jedem der 20 Kapitel seines neuesten Werkes an, wie der Verfasser des „Volksliedes“ die laminenartig anwachsende Literatur einerseits, wie auch die Resultate eigenen Sammelstrebens andererseits beherrscht und für die große volkstümliche Bewegung zu-

gunsten des Volksliedes zu verwerten weiß. Karl Wehrhan, dessen volkskundliches Handbuch „Die Sage“ wir schon oben empfohlen haben, macht uns in der neuesten Monographie in anziehender, doch wissenschaftlicher Form bekannt mit dem Kinderlied und dem Kinderspiel und zwar mit der Geschichte, dem Wesen, den Arten, mythologischen und pädagogischen Bedeutung, dem Ursprung und der Umwandlung, der Verbreitung und Übereinkimmung der Kinderlieder und Kinderspiele, sowie mit der Form und Musik der Kinderreime. Jedem Kapitel ist eine Fülle von Beleg- und Studienmaterial beigefügt, das mit dem in einem besonderen Anhange dargebotenen Literaturnachweise schon eine bewundernswerte Arbeit für sich darstellt, da es jedem Kinderfreund und Forscher des In- und Auslandes erschöpfende Fingerzeige zum Studium der sich in Lied und Spiel offenbarenden Kindesseele gibt.

W. Lehnhoff.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 1909 1. H.

. . . . Auch dieser 4. Band [Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel] der erwähnenswerten Sammlung ist zu empfehlen und verdient mit desselben Verfassers „Sage“, Thimmes „Märchen“ und Schells „Volkslied“ in jede deutsche Familienbücherei eingestellt zu werden.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, 1910, Heft 3.

Mit besonderer Freude begrüßen wir den neuen Band der volkskundlichen Handbücher, der uns eine längst ersehnte zuverlässige Zusammenfassung des in Büchern und Zeitschriften vertretenen Materiales über die an Geburt, Hochzeit und Tod anknüpfenden Bräuche des deutschen Landvolkes bietet. Mit wissenschaftlichem Takte sind dabei die wichtigsten Berichte ausgewählt und knapp aber hinreichend deutlich die Besonderheiten einzelner Landschaften, die sich neben aller Gemeinsamkeit geltend machen, hervorgehoben. Zur Erläuterung hat der Verfasser mehrfach auf verwandte Bräuche anderer europäischer und außereuropäischer Völker verwiesen, bei der Deutung aber durchweg Vorsicht geübt. Die reichhaltigen Quellennachweise nehmen zumeist die untere Hälfte jeder Seite ein, öfter auch mehr. Auf S. 161—186 folgt ein gut ausgewähltes Literaturverzeichnis.

Aufstropos, 1911, Bd. VI, Heft 1.

. . . . Man muß die klare Darstellung, das ruhige, besonnene Urteil des Verfassers anerkennend hervorheben, und sehr sympathisch berührt die Art, mit der er das Mitschwingen des Volksgemütes bei den einzelnen Bräuchen zur Geltung kommen läßt. . . . Als Ganzes genommen bildet Sartori's Werk eine ganz vortreffliche Einleitung und Übersicht in die vergleichende Volkskunde. . . . Dem Missionär wird es mannigfache Anregung und auch einen gewissen Trost bieten, indem seine „Wilden“ ihm etwas weniger „wild“ erscheinen werden, wenn er sieht, wie manche ihrer seltsamen und abergläubischen Bräuche, oft bis in die Einzelheiten hinein, auch bei den Völkern des alten kulturstolzen Europas zu Hause sind und noch immer ganz gut gedeihen.

P. W. Schmidt, S. B. D.

Wilhelm Grims * Verlag * Leipzig

Albert Weffelski
Mönchslatein

Erzählungen
aus geistlichen Schriften des XIII. Jahrhunderts

Lex. 8°. (LI, 264 Seiten.) Leipzig 1909

Auf Original India Paper gedruckt und in Ganzpergament gebd.
Einmalige numerierte Ausgabe von 1000 Exemplaren

Preis Mark 12.—

Das Werk ist ein Lektorbissen für
Liebhaber alter, naiver Geschichten,

die allerlei Ergötzliches und Merkwürdiges aus dem Leben und Treiben der Mönche und Nonnen zutage fördern. Ein modriger Hauch, eine Atmosphäre von Staub, Weihrauch und vergilbtem Mittelalter weht aus dem Buche, schwarze Kutten rascheln darin.

Wilhelm Grims * Verlag * Leipzig

Einzig ungefälschte deutsche Ausgabe von

Karl de Costers

Meisterwerk, dem Meisterwerke der belgischen Literatur:

**Lilenspiegel
und Lamme Goedzak**

Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen

Erste deutsche Ausgabe

von

Albert Wesselst

Gr. 8°. (XVI, 421 S.) Leipzig 1910

Brosch. M. 5.—, in Molestin gebd. M. 6.50

Lugusausgabe, in 270 numerierten Exemplaren, auf handgeschöpftem
Büttenpapier, mit handkolorierten Bildbeilagen von Hugo Steiner-
Prag, in Ganzpergament gebunden Mark 16.—.

fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (f. Mizlaff) Rudolstadt.